2,00 DM / Band 741
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Im Haus der Ghouls

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Im Haus der Ghouls

John Sinclair Nr. 741

von Jason Dark

erschienen am 15.09.1992

Titelbild von Terry Oakes

Sinclair Crew

Im Haus der Ghouls

Paul Glaser hatte das Haus von der Hofseite her betreten und die Tür sehr leise hinter sich geschlossen. Er wußte, daß er nicht willkommen war, daß man ihn haßte, doch das traf ihn nicht. In seinem Job war er so etwas gewohnt. Er gehörte zu den Leuten, die man losschickte, wenn es Probleme gab, wenn gewisse Mieter aus den Wohnungen vertrieben werden sollten. Er war Spezialist und wurde stets dann gerufen, wenn alles andere versagt hatte. Dann kam er und griff zu den miesesten und übelsten Tricks.

Als sich die Tür mit dem Schatten der Wand vereinigt hatte, blieb Glaser in der muffigen Dunkelheit stehen. Er schnüffelte.

Etwas stimmte nicht.

Es roch so seltsam…

Glaser kannte sich aus. Dem Haus hatte er nicht zum erstenmal einen Besuch abgestattet. Einige Mieter kannten auch sein Gesicht, erinnerten sich an die stechenden Augen, die hohe Stirn, die flachsblonden Haare, die eigenartigen Mundwinkel, die die Verachtung auszudrücken schienen, mit denen er der Welt begegnete. Sein blondes Haar trug er glatt nach hinten gekämmt. Es sah aus wie frisch eingefettet.

Einen solchen Geruch hatte er noch nie wahrgenommen. Er wußte nicht, wie er ihn einordnen sollte.

Dicht hinter der Tür war er stehengeblieben, ›schnüffelte‹ weiter und schluckte.

Er ekelte sich.

Woher kam der Geruch?

Verfaulte hier irgend etwas? Ein totes Tier, das jemand ins Haus geworfen hatte? Derartige Mittel waren eigentlich sein Metier.

Ja, es stank nach Verwesung!

Als Glaser zu diesem Entschluß gekommen war, ging es ihm zwar nicht besser, er zeigte sich jedoch beruhigt. Jetzt konnte ihm so leicht keiner etwas. Über seine Lippen huschte ein böses Grinsen.

Er griff in die Tasche seiner Lederjacke und holte eine schmale Lampe hervor. An Geräuschen hörte er nichts. Das Haus schien von den Mietern verlassen worden zu sein, obwohl Glaser genau wußte, daß es nicht stimmte. Sie hatten sich nur in ihre Wohnungen verkrochen.

Dieses Haus war etwas Besonderes. Es war alt, einige bezeichneten es als uralt. Es war feucht, es war muffig. Zahlreiche Wohnungen gab es, zu viele, wie der Besitzer meinte. Deshalb wollte er auch umbauen, das Haus sogar teilweise abreißen lassen und schicke Apartments errichten, die er dann an finanzstarke Käufer verscherbelte.

Die Mieter stellten sich stur.

Und es gab Ärger. Angeblich waren zwei vom Hausbesitzer geschickte Entmieter verschwunden.

Sie waren wie vom Erdboden verschluckt.

Aller guten Dinge sind drei. Und da war jemand wie Paul Glaser genau der richtige Mann. Wenn nichts mehr lief, mußte eben der Spezialist ran. Und der würde es ihnen zeigen.

Wer im Haus lebte, interessierte ihn nicht. Er kannte nicht einmal die Namen der Mieter. Er wußte nur, daß die folgende Nacht böse, sehr böse für sie werden würde. Und er war davon überzeugt, daß mindestens die Hälfte der Mieter ausziehen würde, wenn seine ›Arbeit‹ beendet war.

Die schwere Tasche hatte er abgestellt. In ihr befand sich das ›Werkzeug‹, das er benötigte. Sie besaß einen stabilen Griff, den er mit der rechten Hand umklammerte. Er hob die Tasche an. Sehr leise

wandte er sich in eine bestimmte Richtung, denn dort lag sein erstes Ziel, die Tür zum Keller.

Dort unten würde er beginnen. Da lagen die alten Leitungen, und man hatte ihm gesagt, daß sie nicht unter Putz lagen. Er würde sie zerhacken, ein kleines Feuerchen konnte ebenfalls nicht schaden, und wer nicht schnell genug war, der hatte eben Pech gehabt.

Die Tür tauchte sehr schnell vor ihm auf, und Glaser wäre beinahe gegen sie gelaufen. Im letzten Moment stoppte er ab, auch gewarnt durch den Druck der Klinke in seinem Bauch.

Er holte Luft.

Verdammt, wieder breitete sich dieser widerliche Geschmack in seinem Mund aus. Er fraß sich hinein bis tief in seine Kehle.

Glaser schüttelte sich.

Stank so ein allmählich verfaulendes Tier? So intensiv und widerlich? Es konnte auch etwas anderes sein. Auf seinem Rücken spürte er ein Kribbeln. Plötzlich lagen auf seiner Stirn zahlreiche Schweißperlen, was ihm gar nicht gefiel, denn dies war ein Zeichen seiner inneren Zerrissenheit, der allmählich hochkeimenden Furcht vor einer Situation, die er nicht im Griff hatte.

Ärger bahnte sich an…

Er dachte an die Mieter, die sehr wohl wußten, daß sie entmietet werden sollten. Er hätte sich mit ihnen beschäftigen und nach ihren Sorgen fragen sollen. Glaser hatte es nicht getan. Das war nicht seine Art gewesen. Er war stets gekommen, hatte zugeschlagen, war wieder verschwunden, hatte kassiert und sich der nächsten Aufgabe zugewandt.

Diese hier war anders.

Zwei Entmieter waren verschwunden, nicht mehr aufgetaucht, wie im Säurebad aufgelöst.

Zehntausend Pfund hatte er verlangt.

Die Hälfte war ihm als Vorschuß gegeben worden. Niemand warf sein Geld zum Fenster hinaus.

Wer soviel zahlte, der wußte auch, daß es ein gewisses Risiko gab.

Kneifen wollte Glaser nicht. Er stand dicht vor seinem Ziel. Nur die Tür mußte er öffnen, um in den Keller zu gelangen. Dort würde er, dann seinen Job erledigen.

Nur die Tür…

Er drehte noch einmal den Kopf und lauschte in das Haus hinein. Aus den oberen Stockwerken hörte er kein Geräusch. Es war ungewöhnlich still in diesem Bau. Das kannte er eigentlich auch nicht.

Normalerweise hatte er immer etwas gehört. Stimmen, Geräusche, das Schlagen von Türen, manchmal auch Musik.

Hier war es ruhig wie auf einem alten Friedhof.

Sekunden später nicht mehr. Da war Glaser dabei, die Tür

aufzuziehen. Sie knarrte und schabte auf halber Höhe, als würde ein Monster stöhnen. Glaser kam es auch wie eine letzte Warnung vor dem entscheidenden Schritt in die Tiefe vor.

Er brauchte Licht.

Als geisterhaftbleicher Schatten huschte der Lichtstrahl über die alten Stufen.

Sie waren ausgetreten, schmutzig und grau. Sie führten steil in die Tiefe eines Areals, das Glaser nicht kannte. So wie er mußte sich ein Raumfahrer fühlen, der es geschafft hatte, einen fremden, unheimlichen Planeten zu betreten.

Er tat nichts.

Am Ende der Treppe lauerte niemand auf ihn. Das Licht stieß hinein in die Leere des Kellers.

Nur der Geruch blieb…

Stockig, alt, verwesend.

Er ging.

Auf der zweiten Stufe blieb Glaser stehen und schloß die Tür. Ihn erinnerte sie an einen Sargdeckel, den jemand zugeklappt hatte. Jetzt war er allein, ganz allein, nur auf sich gestellt. Ein einsamer Fußgänger, der sich aufmachte, den Vorhof der Hölle zu betreten.

Unter seinen Füßen knirschte der Dreck. Über und neben ihm atmeten die rissigen Wände eine starke Feuchtigkeit aus, die sich wie ein Mantel um die einsame Männergestalt legte. Er ließ sich nicht aufhalten. Die Tiefe des Kellers lockte ihn nicht, es war der Job und die Sucht nach der zweiten Hälfte des Honorars, die Glaser antrieb, sich schneller zu bewegen.

Der Gestank verschwand nicht.

Er drang auch nicht aus den Wänden gegen ihn. Er war einfach da, er wirkte irgendwo ziellos, er breitete sich aus. Mit jeder Stufe, die Glaser hinter sich ließ, hatte er das Gefühl, noch mehr von diesem Geruch einzuatmen.

Intensiv und furchtbar.

Irgendwo in der Tiefe des Kellers war etwas, das allmählich vor sich hinfaulte.

Kadaver…

Umschwirrt von Fliegen und anderen Schmarotzern. Jedenfalls überkam ihn diese Vorstellung. Glaser wußte auch nicht, wie groß der Keller war. Er hatte sich natürlich bei seinem Auftraggeber nach den Maßen erkundigt und nur die Antwort erhalten, daß er ziemlich groß und auch verwinkelt war.

In Treppennähe war davon nichts zu spüren. Ein normal grauer Steinboden, staubig und zerkratzt.

Glaser wollte sich von seinen unguten Gefühlen befreien und nur an seinen Job denken. Da ging er nach bestimmten Richtlinien vor.

Zunächst einmal mußte er sich um die Leitungen kümmern. Sie wollte er zertrümmern. Damit konnte die Entmietung auf seine Weise beginnen. Er leuchtete Wände und Decke ab, ging dabei tiefer in den Keller hinein und kam sich vor, als wäre er dabei, ein feuchtes und stinkendes Riesengrab zu durchqueren.

Der breite Keller verengte sich zusehends. Die schiefen Wände wuchsen zusammen, bis sie schließlich den Beginn eines Ganges bildeten, der Ähnlichkeit mit einem starken Stamm aufwies, von dem die Äste als Gänge abzweigten.

Er leuchtete die Wände ab, drehte an der Lampe, damit der Strahl noch breiter wurde, und lächelte kalt, als er das erste Rohr sah, das an der Decke des Gangs entlanglief, nachdem es aus dem größeren Keller gekommen war und den Knick in den Flur hinter sich gelassen hatte.

Glaser hatte schon viele Keller gesehen, auch welche in alten Häusern. Über diesen hier wunderte er sich wegen der hohen Decke. Wenn er die Leitung zerstören wollte, mußte er sich schon recken, obwohl er als Werkzeug eine Axt benutzte.

Glaser stellte die Tasche ab. Er blieb in seiner gebückten Haltung und öffnete die Riemen. Dann klappte er das Leder hoch, leuchtete in die Tasche hinein und erfreute sich am Anblick der Werkzeuge. Auf den glänzenden Stellen der Hämmer, Zange, Äxte und Stemmeisen brach sich das Licht wie auf zahlreichen Spiegeln, allerdings interessierte sich Paul Glaser nur für die Axt. Er trug sie in einer Halterung an der Seite. Ein straff gespannter Riemen hielt sie in ihrer Position. Glaser löste den Druckknopf und holte die Axt hervor. Ihr Griff war leicht gebogen und handlich. Er wog die Axt in der rechten Hand, schaute gegen das Rohr und nahm Maß.

Im Licht der Lampe sah er, wie alt dieses Rohr war. Schon nach dem ersten Hieb würde es zersplittern. Er hatte seine Lampe hochkant gegen die Tasche gelehnt, damit das Licht in die Höhe strahlen konnte. Die graue Decke war feucht und verschimmelt.

Er hob den Arm, visierte das Rohr noch einmal an…

Da hörte er das Geräusch!

Hinter sich, sehr nahe sogar. Sein Mund trocknete aus, gleichzeitig intensivierte sich wieder der widerliche Gestank nach Verwesung, was auch nicht normal war.

Glaser drehte sich.

Noch in der Bewegung geschah es.

Etwas klatschte gegen die hochkant gestellte Lampe. Sie fiel um und verlosch. Das alles geschah so schnell, daß Glaser nicht mehr reagieren konnte.

Die Dunkelheit fiel über ihm zusammen, als wäre ein Sack über ihn gestülpt worden.

Und dann hörte er ein widerliches Kichern…

***

Glaser blieb beinahe das Herz stehen. Er gehörte wirklich nicht zu den ängstlichen Menschen, aber dieses Kichern in der Finsternis war so schlimm, daß er eine Gänsehaut bekam.

Da war jemand.

Er wußte nicht, welch ein Wesen dort lauerte. Ob es männlich oder weiblich war, ob es sich überhaupt um einen Menschen handelte oder um ein Tier. Er konnte nichts sehen.

Wo war die Lampe?

Glaser bückte sich zur rechten Seite hin. Er streckte dabei seinen Arm aus, und seine Finger kratzten über das Leder der Tasche. Er wollte dorthin gelangen, wo auch die Lampe gestanden hatte.

Sie war nicht mehr da!

Jemand hatte sie verschwinden lassen. Wer steckte dahinter? Wer hatte sich in diesen Keller geschlichen und ihn erwartet? Der Stinker? Eine andere Lösung fiel ihm nicht ein. Da Glaser durch das Verschwinden der Lampe noch immer geschockt war, dachte er auch nicht daran, in die offene Tasche zu fassen und nach dem anderen Werkzeug zu suchen.

Er hörte noch das Schleifen, das entstand, als die Tasche über den Boden gezogen wurde. Seine Hand griff ins Leere. Er verlor durch die nach vorn gebeugte Haltung das Gleichgewicht und mußte sich mit der rechten Hand abstützen, um nicht zu fallen.

Glaser stemmte sich auf den Griff der Axt.

Es dauerte eine Sekunde, bis er begriff, welche Möglichkeit ihm dadurch buchstäblich in die Hand gegeben worden war. Seine Hand wurde zur Kralle, als sie den Griff umklammerte und er die Axt anhob.

Er lachte.

Bitterböse wischte es aus seinem Mund. Es klang, als wäre Metall auf Metall geschlagen.

Glaser richtete sich auf.

Er stand jetzt unter einer irrsinnigen Spannung. Sein Körper glich einer gespannten Feder, die jeden Augenblick losschnellen konnte. Obwohl er in der Dunkelheit nichts, aber auch gar nichts sehen konnte, hatte er die Augen weit aufgerissen.

Er hörte das Schleifen.

Es war dicht vor ihm erklungen, war von einem leisen Schmatzen begleitet und einem Glucksen.

Was war das?

Gleichzeitig verstärkte sich der Gestank.

Glaser schlug zu.

Es war ihm egal, wen oder was er traf. Er wollte nur dieses widerliche Ding vernichten.

Die Axt erwischte ein Ziel.

Jedenfalls hörte er ein Klatschen und gleichzeitig einen dumpfen Laut, als hätte er in Teig geschlagen. Etwas spritzte ihm ins Gesicht. Die Tropfen blieben an seiner Haut kleben, sie ätzten, als wäre er von einem Säureregen erwischt worden.

Was hatte er da getroffen?

Glaser zog die Axt wieder zurück. Er holte noch einmal aus. Der Arm befand sich schon auf dem Weg nach unten, als es ihn abermals erwischte. Diesmal am Bein.

Etwas drehte sich um seine linke Hand. Es war nicht so hart wie eine Klammer, eher weich und nachgiebig, doch wiederum nicht so nachgiebig, als daß es ihm gelungen wäre, den Griff zu sprengen. Eine Wurst umklammerte ihn, zerrte, zog, das rechte Bein wurde ebenfalls umklammert, und jetzt war die Zange da.

Er fiel nach hinten.

Zum erstenmal schrie der Entmieter auf. Es war ein Schrei der Panik, der tiefen Angst, der gurgelnd aus seinem offenen Mund strömte und von einem Strom aus Speichel begleitet wurde.

Dann prallte er auf den Rücken. Der Kopf zuckte noch in einem Reflex nach hinten und erwischte die Wand.

Für einen Moment sah Glaser Sterne. Ein stechender Schmerz durchraste seinen Schädel, und Glaser hatte zum erstenmal die Orientierung verloren. Er wollte aufstehen, seine Reflexe funktionierten noch, aber er kam nicht mehr hoch.

Etwas klatschte zuerst in sein Gesicht, dann raubte es ihm die Luft, als es sich auf seine Lippen legte. Es war so widerlich, so unbeschreiblich ekelhaft, daß Glaser keinen Ausdruck fand, um dieses Phänomen zu beschreiben. Der verdammte Geruch trieb ihm den Magen in die Höhe. Er schien sich jeden Augenblick übergeben zu müssen.

Ich komme nicht mehr hoch!

Diese Feststellung jagte wie ein Schrei durch seinen Kopf. Sie trieb die Panik noch weiter an. Er stemmte sich dagegen, hatte zumindest den Eindruck, daß er es tat, aber er blieb mit dem- Rücken auf dem Boden liegen, wobei sein Kopf erfüllt war von sich blitzartig ausbreitenden Stichen, die ihm beinahe die Hirnschale zertrümmert hätten.

Glaser bewegte seine Beine.

Er kantete dabei die Hacken gegen das rauhe Gestein. So bekam er vielleicht die Chance, in die Höhe zu kommen, doch das Unbekannte legte sich über seinen Körper wie ein glitschiger Teppich.

Es drückte zu.

Es war wie Eisen.

Es raubte ihm alles.

Seine Ohren lagen noch frei. Er glaubte sogar, Stimmen zu hören.

Der Gestank wurde unerträglich, und etwas kratzte über den Kellerboden, nicht einmal weit von seinem Ohr entfernt. Glaser gelang es sogar, das Geräusch zu identifizieren, und sein Herz wollte ihm vor Schreck stehenbleiben. Was da über den Kellerboden schleifte, war Metall.

Die Axt?

Er glaubte sogar, einen Befehl zu hören. Zischelnde Stimmen, als würden sich Dämonen aus einem fernen Reich unterhalten.

»Schlag…«

Etwas fegte auf ihn zu.

Paul Glaser sah es nicht. Er spürte nicht einmal die Berührung. Sein Leben wurde ausgelöscht, und er hörte auch die nachfolgenden Geräusche nicht mehr. Das Knacken, Schmatzen und Schlürfen.

Dafür waren Ghouls eben bekannt…

***

Der Mann hatte Augen wie Eis. Dunkelblau, ohne einen Funken Gefühl. Wenn eine kalte Sonne auf noch kälteres Gletschereis trifft, konnte es nicht anders aussehen. Zu den Augen gehörten dunkelblonde Brauen, die wie Schwingen darüber schwebten. Die Stirn war in Falten gelegt. Ihre Haut zeigte noch die Bräune eines Skiurlaubs, und dicht unter dem Haaransatz fing sie an, sich zu pellen. Die Nase war gerade, der Mund ziemlich schmal, und das Haar fiel sehr lang in den Nacken.

Es sah aus wie eine weiche blonde Flut, die allerdings die Ohren freiließ und sich im Nacken aufrollte.

Ich mochte den Mann nicht.

Ich mochte auch dieses Yuppie-Lokal nicht, in dem wir uns getroffen hatten. Zuviel Schau, zuviel Glas und schrilles Licht, zuviel Champagner und auch zuviel Kaviar und Lachs.

Wer sich hier traf - ob weiblich oder männlich -, hatte für mich normalerweise keinen Blick übrig, aber mein Gegenüber hatte darauf bestanden, weil er sich mit mir unterhalten wollte. Und er war gewissermaßen mein Auftraggeber, obwohl ich mich beileibe nicht als ein Privatdetektiv ansah.

Der Mann hieß Simon F. Young.

Er war jung, er war smart, er hatte Geld, er arbeitete als Anlageberater und war auch Hausbesitzer.

Einer von der Sorte, die man am liebsten in einen Verschlag mit Ratten stecken sollte, damit sie das gleiche Gefühl bekamen wie die Mieter, von denen sie Geld für Wohnungen nahmen, die schon Verschlägen glichen. Viele Tiere hatten es da besser als die armen Geschöpfe.

Dennoch stand ich auf seiner Seite.

Ich mußte es tun, aber ich behielt eine Distanz, was er auch merkte, denn seine Lippen verzogen sich zu einem kalten Lächeln, als er fragte: »Sie mögen mich nicht, wie?«

Ich schaute auf sein Jackett. Der Stoff war lindgrün eingefärbt, wie es jetzt Mode war. Er trug ein weißes Hemd und eine Krawatte mit karmesinroten Querstreifen.

»Wollen Sie mir keine Antwort geben, Mr. Sinclair?«

»Ob ich Sie mag oder nicht, spielt keine Rolle. Ich gehe meinem Beruf nach, Sie dem Ihren. Wir sind hier nicht zusammengekommen, um Brüderschaft zu trinken. Was also wollen Sie von mir?«

»Das kann ich Ihnen sagen.«

»Bitte.«

Er ließ sich Zeit, weil er zuvor noch an seinem Champagner nippen mußte. Ich hatte mir Wasser bestellt, trank ebenfalls und ließ dabei meinen Blick in die Runde schweifen.

Bis auf meine Wenigkeit paßten so ziemlich alle Gäste in das Lokal, auch die weiblichen. Sie waren chic, gestylt, immer gut drauf, lachten und bewegten sich, als würden sie unter der Beobachtung eingeschalteter Fernsehkameras stehen. Da die ersten Frühlingstemperaturen London erreicht hatten, gab das der Sehnsucht nach dem Sommer den nötigen Schub, und die Vorfreude auf wärmere Tage war bei den Gästen nicht zu überhören. Man sprach von der herrlichen Sommerzeit, redete auch über Mode, Urlaub und andere Dinge, wobei natürlich die In-Drinks geschlürft wurden. Ein milchig aussehendes Zeug aus Kokosmilch, weißem Rum und Fruchtsäften.

Ich ließ das alles an mir abprallen, denn es war nicht meine Welt. Ebensowenig wie dieser Simon F.

Young, der smarte Hausbesitzer, der ›Kohle‹ machen wollte.

Ich schaute seinen Fingern zu, als er auf die Tischplatte trommelte und dabei nickte. Das Zeichen galt mir, war auch gleichzeitig der optische Beginn des nächsten Satzes. »Nun, Mr. Sinclair, es ist schon wieder jemand verschwunden. Der *dritte* Mann«, fügte er vorwurfsvoll hinzu, als wäre es meine Schuld.

»Wann?«

»Gestern.«

Ich zündete mir eine Zigarette an, um Zeit zum Nachdenken zu bekommen. Um die verschwundenen Männer ging es schließlich. Zwei seiner sogenannten Mitarbeiter waren nicht mehr aufgetaucht.

Weg, wie vom Erdboden geschluckt. Man hatte nichts gefunden, kein Haar, kein Kleidungsstück, es gab sie nicht mehr.

Young hatte natürlich die Polizei eingeschaltet. Die Kollegen waren sehr aktiv gewesen. Sie hatten die Mieter befragt, doch keine Antworten bekommen, die ihnen weitergeholfen hätten. Die Leute wußten angeblich nichts, obwohl manche von ihnen auf eine Weise

gelächelt hatten, die den Beamten überhaupt nicht gefiel.

Wußten sie doch mehr?

Nun ja, es wurde hin und her überlegt, doch zu einem Resultat kam es nicht.

Schließlich wandte man sich an Sir James Powell, meinen Chef. Man wußte ja, daß es da jemand gab, dessen kleine Abteilung sich um rätselhafte Fälle kümmerte, so wurde ich dann ins Rennen geschickt, wobei mit meinem Freund Suko noch ein Trumpf im Ärmel blieb.

»Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?«

»Wie hieß der Mann?«

»Paul Glaser.«

»Er gehörte zu Ihnen?«

Young nickte zweimal. »Ja, er gehörte zu mir. Er stand auf meiner Liste.«

Ich lächelte breit und hinterlistig. »Moment mal. Ich kenne ja Ihren Beruf. Arbeitete dieser Glaser schon lange für Sie?«

»Ich warb ihn an.«

»Aha.«

Er setzte sich gerade hin. »Was soll das denn? Eine seltsame Bemerkung, finden Sie nicht auch.«

»Für mich nicht, Mr. Young. Ich habe nur etwas festgestellt, das ist alles. Sie haben ihn also angeworben.«

»Sicher.«

»Was sollte er tun?«

»Das ist ganz einfach. Sich im Haus umsehen. Er sollte hingehen und mit den Mietern reden.«

Ich wußte genau, daß Young log. So wie er die Aufgabe des Mannes beschrieb, kam er der reinen Wahrheit nicht einmal entfernt nahe. Dieser Glaser war mit anderen Aufgaben betraut worden. Ich wußte auch genau, wie die aussahen.

Er sollte entmieten.

Zerstören, Terror und Druck auf die Mieter ausüben. Mit dreckigen, hinterlistigen, schmutzigen und gemeinen Methoden, denn Young war nichts anderes als ein mieser Spekulant, der auf dem Rücken ärmerer Menschen Geschäfte machte. Entmieter wurden eingesetzt, wenn die Menschen nicht ausziehen wollten. Da griffen sie dann zu Methoden, die ein Haus schon bald unbewohnbar machten, und sie scheuten sich auch nicht, die Mieter selbst anzugreifen.

Auch die beiden ersten Verschwundenen waren Entmieter gewesen. Wie ich zu diesen Typen und deren Auftraggeber stand, kann man sich denken, aber ich war als Polizist in den Gesetzen gefangen und mußte meine persönliche Meinung außen vor lassen, obwohl die Gefühle in mir kochten und ich auf Seiten der Mieter stand. Dieser geldgeile Typ vor mir war für mich nichts anderes als ein menschliches Schwein, das

auf Kosten anderer reich werden wollte.
»Sie glauben mir nicht, wie?«
»Stimmt, Mr. Young. Glaser und die beiden anderen waren Entmieter. Die Leute wollen Sie aus den Wohnungen haben, um renovieren zu können. Sie wollen aus reinen Profitgründen eine Gemeinschaft zerstören und…«
»Das ist Marktwirtschaft.«
»Dagegen habe ich überhaupt nichts. Ich hasse sie nur, wenn sie in ihrer übelsten Form betrieben wird. Das müssen Sie mir doch zugestehen, Mr. Young.«
Er verengte die Augen. Das Gesicht bekam einen zynischen Ausdruck. »Es ist mir egal, wie Sie darüber denken, Sinclair. Ich habe meinen Job, Sie den Ihren. Es kümmert mich nicht, was Sie denken. Sie sollen einzig und allein den Fall aufklären. Drei Verschwundene in meinem Haus!«
»Woher wollen Sie wissen, daß die Männer ausgerechnet in Ihrem Haus verschwunden sind?«
»Sonst hätte man sie gefunden.«
Ich winkte ab. »Das ist reine Spekulation, mein Lieber. Das glaubt Ihnen keiner.«
»Ich bin davon überzeugt.« Er spielte mit seinem mittlerweile leeren Glas. »In diesem Haus ist es mir nicht geheuer. Da geht etwas vor, verstehen Sie? Da kommt einiges zusammen, das nicht in den normalen Rahmen hineinpaßt. Dort geht etwas vor. Ich habe das Haus erworben, weil ich es verbessern will. Und ich lasse mir meine Pläne nicht zerstören. Sie, Mr. Sinclair, müssen mir dabei indirekt zur Seite stehen. Ob Sie nun wollen oder nicht.«
»Davon hat keiner gesprochen.«
»Dann klären Sie die Fälle auf, verdammt!«
Ich blieb ruhig. »Das werde ich auch. Denken Sie daran, was ich Sie bei unserer ersten Begegnung gefragt habe. Hat ein Mann wie Sie Feinde, Mr. Young?«
»Immer«, antwortete er spontan. »Feinde, Gegner und natürlich jede Menge Neider. Das hat der Erfolgreiche immer.«
»Wie tief gehen diese Feindschaften?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Oder sind Sie in der Lage, einem Menschen hinter die Stirn zu schauen?«
»Leider nicht.«
»Ich auch nicht.«
»Haben Sie einen Verdacht?«
»Nein, Mr. Sinclair. Ich weiß überhaupt nicht, wo es langgeht. Sie müssen die Lücke finden. Daß es sie gibt, steht fest. In diesem Haus ist es nicht normal. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe auch keine Drohbriefe bekommen, man hat mir keine Schläger auf den Hals

geschickt, nichts. Nur meine drei Leute sind spurlos verschwunden.«
»Entmieter.«
»Das haben *Sie* gesagt.«
»Womit ich genau richtig liege.«
Er schaute mich scharf an. »Ich habe allmählich den Eindruck, daß Sie als Polizist auf der Seite des oder der Mörder stehen.«
»Das ist eine Unterstellung, Mr. Young. Gleichzeitig kann ich Ihnen versichern, daß ich es nicht gut finde, wie Sie Ihr Geschäft betreiben.«
»Das ist meine Sache. Holen Sie den Mörder.« Seine Stimme bekam einen spöttischen Klang. »Angeblich sind Sie doch so etwas wie eine Feuerwehr, wenn es darum geht, aussichtslos erscheinende Fälle wieder aufzunehmen und sie schließlich zu lösen.«
»So ist das nicht, aber ich werde weiterhin am Ball bleiben.«
»Bis zum vierten Mord?«
»Ich hoffe nicht, daß es dazu kommt, Mr. Young.« Für mich war alles gesagt, und ich winkte der Bedienung, um meine Rechnung zu bezahlen. Es war nur das Wasser.
Die Blondine kam und wurde von Young mit einem Lächeln begrüßt. Er kannte hier, jeden. Die Kleine trug eine pinkfarbene Bluse mit einem tiefen Ausschnitt. Ihre Augen leuchteten, als Youngs Hand über ihren Rücken strich.
Ich zahlte mein Getränk, und Young nickte mir zu. »Ich werde noch etwas bleiben.«
»Das steht Ihnen frei.«
»Was werden Sie jetzt unternehmen?«
»Keine Ahnung.«
Die Antwort hatte ihm nicht gefallen. Er preßte die Lippen hart zusammen. Durch die Nase holte er Luft. »Komisch«, sagte er, »dabei hat es geheißen, Sie wären gut.«
»Das ist alles relativ.«
»Trauen Sie sich überhaupt noch eine Lösung des Falls zu?«
»Das hoffe ich doch.« Ich stand auf, schob den Stuhl zurück und sprach den Satz zu Ende. »Wenn Sie noch einmal einen Ihrer Entmieter schicken, sagen Sie mir zuvor Bescheid.«
Er schwieg. Es war Young unangenehm, daß ich dieses Thema anschnitt. Mit dem Begriff Entmieter wollte er in keinen Zusammenhang gebracht werden. Er wußte, daß es unrecht war und würde nichts zugeben. Ich nickte ihm noch einmal zu und verließ das Lokal.
Dann ging ich zu meiner Wohnung.
Das heißt, zu meiner neuen Wohnung, denn seit kurzem lebte ich in Simon F. Youngs Haus…

***

»Geht es dir gut, meine Liebe?«
»Aber ja doch. Mir geht es immer gut, wenn ich am Fenster sitze und auf die Straße schaue.«
»Das glaube ich.«
»Hoffentlich kann ich das noch lange. Ich spüre, daß der Winter bald vorbei ist. Der Frühling nähert sich. Es ist einfach etwas Wunderbares, glaub es mir, Agnetha.«
»Sicher, Schwester.«
»Du kannst mir trotzdem einen kleinen Gefallen tun.«
»Welchen?«
»Bring mir einen Schluck Gin.«
»Gern. Pur oder…«
»Pur natürlich.«
Agnetha Sarrazin nickte, bevor sie in die kleine Küche ging, die noch mit den Möbeln der Eltern eingerichtet war. Sie bestanden aus dunklem Holz und machten den Raum noch kleiner, als er ohnehin schon war. Das Fenster war schmal. Es führte auf den schmutzigen Hinterhof hinaus, und wenn Agnetha Sarrazin den Kopf nach links drehte, sah sie die halb eingestürzte Hauswand. Aus diesem Bau waren die Mieter längst ausgezogen, weil es einfach lebensgefährlich war, dort noch zu wohnen.
Sie trat an den Schrank, holte ein Wasserglas hervor und füllte es zur Hälfte mit Gin. Als sie die Schranktür mit dem Glaseinsatz wieder zuschob, spiegelte sich darin für einen Moment ihr Gesicht.
Es war ein außergewöhnliches Gesicht, das irgendwo nicht zu ihr passen wollte. Möglicherweise lag es an den blonden Haaren, die natürlich gefärbt waren. Sie umgaben den Kopf mit dem bleichen, puppenhaften Gesicht wie ein Helm. Deshalb sah Agnetha alterslos aus, beinahe wie ein Kunstgeschöpf, wie die Puppe Olympia in der Oper ›Hoffmanns Erzählungen‹. Sie bewegte sich auch steif und manchmal ungelenk. Die Augen ließen einen Vergleich mit starren, blaßblauen Kugeln zu, und in ihrem Mund fielen noch die Lippen ziemlich stark auf. Sie waren sehr rot, was allerdings nicht auf eine Schminke zurückzuführen war. Zudem war der Mund klein und bildete im Gesicht einen herzförmigen Ausschnitt.
Mit dem Gin ging sie wieder zurück.
Agatha, die ältere Schwester, saß noch immer auf ihrem Platz und schaute durch das Fenster. Fünf Jahre lagen zwischen den beiden Frauen, aber Agatha wirkte um mindestens zehn Jahre älter. Graues Haar, graues Gesicht, eine Haut mit einem Muster aus Falten, ein Mund, der immer feucht glänzte, dunkle Augen und eine im Gegensatz zu Agnetha sehr kräftige Nase, die auch zu einem Mann gepaßt hätte.
Der Platz am Fenster wurde ihr nie von der Jüngeren streitig gemacht. Agatha saß dort und schaute hinaus. Sie hing ihren

Gedanken nach, beobachtete die Menschen, gab hin und wieder einen Kommentar ab, flüsterte der Jüngeren manchmal einige Worte zu, die Agnetha stets mit einem Nicken quittierte, denn widersprochen hatte sie nie.

Auch in diesem Zimmer waren die Möbel dunkel und hoch. Der Schrank berührte fast die Decke. Er war mit Geschirr und anderen Dingen gefüllt, denn dieses eine Zimmer diente den Schwestern als Wohn-, Schlaf- und Eßraum. Hier spielte sich ihr Leben ab. Ein Bad gab es nicht, die Toilette befand sich im Flur, war oft unbrauchbar, und hätten nicht junge Leute im Haus gewohnt, die auch handwerklich geschickt waren, wäre es schon zu manch einer kleinen Katastrophe gekommen. Es war ein altes Haus, es wurde nichts renoviert. Im Gegenteil, der neue Besitzer versuchte, es systematisch zu zerstören.

»Dein Gin, Schwester!«

»Ahhh - danke.« Agatha drehte sich schwerfällig auf ihrem Stuhl herum und schaute auf das Glas, das ihr von Agnetha gereicht wurde.

»Reicht es?«

»Ja, meine Liebe.« Agatha lächelte. Ihre Finger umklammerten das Gefäß wie bleiche, erstarrte Schlangen. Sie trank in langsamen und genußvollen Schlucken, während sie weiterhin durch das Fenster auf die Straße schaute, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Aber da war nichts. Nur die graue Straßenschlucht, in die sich hin und wieder ein weicher Sonnenstrahl verlor.

In den letzten beiden Tagen hatte sich das Wetter gebessert. Die graue Wolkendecke über der Stadt war aufgerissen. Der Frühling schickte seinen ersten Hauch über London. An den Bäumen und Pflanzen zeigten sich die ersten Knospen, ebenfalls ein Zeichen, daß die Natur aus dem tiefen Schlaf erwachte.

Agatha liebte es, einen Gin zu trinken. Sie genoß ihn. Er rann über ihre Zunge, sie schluckte einige Male, leckte auch noch Tropfen von den Lippen und stellte das leere Glas schließlich auf die schmale Fensterbank. Dann strich sie mit den Händen über die Decke, die auf ihren Knien ausgebreitet lag. »Bald kann ich darauf verzichten. Ich spüre den Frühling bereits. Alles wird sich ändern.«

Agnetha war neben der Schwester stehengeblieben. »Alles?« fragte sie und beugte sich dabei vor.

Die andere lachte leise. »Ich hoffe doch.«

»Dann rechnest du damit, daß wir hier wohnen bleiben können?«

»Ich hoffe es stark.«

Agnetha nickte, lächelte wissend und strich der älteren Frau über das Haar. »Willst du nach draußen? Sollen wir einen kleinen Spaziergang machen?«

»Vielleicht später.«

»Wann?«
»Am Nachmittag.«
Agnetha nickte. »Gut, dann gehe ich jetzt in die Küche und räume ein wenig auf.«
»Tu das.«
»Noch einen Gin?«
»Nicht jetzt, bitte.«
Agnetha ging. Das leere Glas nahm sie mit. Trotz der Teppiche knarrten die Holzbohlen bei jedem Schritt.
In der Küche roch es muffig. Agnetha machte es nichts aus. Sie und ihre Schwester wohnten schon über zwanzig Jahre in dem Haus, und so würde es auch bleiben, wenn es nach ihnen ging. Sie trat dicht an das Waschbecken heran, drehte den Hahn auf und freute sich, daß Wasser in einem normal dicken Strahl aus der Öffnung schoß und nicht hervortröpfelte, wie es leider oft genug der Fall war.
Sogar klar sah es aus, und Agnetha holte die Dinge, die sie säubern wollte.
Gläser, Tassen, anderes Geschirr. Sie bewegte sich nie schnell, sondern mit einer schon aufreizenden Langsamkeit. Manchmal verzog sie die Lippen nach innen. Das verkleinerte ihren herzförmigen Mund noch stärker, und auch ihre Wangen bewegten sich dabei. Sie bekamen Kuhlen und sahen so aus, als sollte die Haut nach innen gedrückt werden.
Etwa zehn Minuten später konnte sie das Geschirr wieder in den Schrank einräumen. Sie tat es ebenfalls mit sehr langsamen Bewegungen, als hätte sie Furcht davor, etwas zu zerstören.
Danach schaute sie in den Hof.
Der Mann, der in der ersten Etage wohnte und beinahe so alt war wie Agatha, hatte das aufgerissene und sehr schmutzige Pflaster betreten. Er ging gebückt, trug in der rechten Hand einen alten Metalleimer und steuerte eine Mülltonne an, in die die Ladung soeben noch hineinpaßte. Um auf sich aufmerksam zu machen, klopfte die Frau leicht gegen die Scheibe, und der Mann drehte den Kopf.
Er sah Agnetha, sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er ihr zuwinkte.
Die Frau öffnete das Fenster. Es klemmte wie immer. Die alten Holzrahmen hätten längst ausgetauscht werden müssen, denn im Winter zog die Kälte durch die Ritzen.
»Hallo Clayton.«
Er nickte.
»Bald ist es soweit.«
»Was meinst du damit?«
»Meine Schwester und ich sind der Meinung, daß der Frühling Einzug hält. Oder?«

Clayton strich über sein weißes Haar, schaute gegen den wirklich blauen Himmel und wiegte den Kopf. »Ja, da kann sie recht haben, aber ich meine, es ist zu früh, viel zu früh. Wenn das so weitergeht, kehrt der Winter noch einmal zurück, dann aber heftig. Ich schätze, daß wir im April noch einmal Schnee bekommen werden.«

»Tatsächlich?«

»Sicher. Ich spüre es in meinen Knochen. Bis in die Füße hinein. Da ist ein Reißen und Spannen. In der letzten Nacht habe ich schlecht geschlafen. Hängt alles mit dem Frühling zusammen.«

Agnetha kicherte. »Du bekommst doch nicht etwa Frühlingsgefühle, Clayton?«

Er schüttelte traurig den Kopf. »In meinem Alter nicht mehr, Mädchen. Das ist vorbei.«

»Schade.«

Er zwinkerte ihr zu. »Hätte ich denn bei dir Chancen?«

»Wer weiß.«

Clayton lachte ruckartig. »Du bist mir eine ganz Schlimme, bist du mir. Aber ich bin nicht der richtige Mann für dich. Der neue Mieter würde dir passen - oder?«

Sie gab sich verlegen. »Nein, der ist zu jung für mich, glaube ich. Oder?« kokettierte sie.

»Weiß nicht. Wie alt bist du eigentlich? Darüber habe ich mir schon immer Gedanken gemacht.«

»Wirst du auch weiterhin können, denn eine Dame schweigt über ihr Alter.«

»Die Frauen ändern sich nie.« Er hob die Hand zum Gruß und ging wieder auf die Hintertür zu.

Agnetha verfolgte ihn mit ihren Blicken. Er drehte sich noch einmal um, eine Hand lag bereits auf der Klinke. »Sag mal, was meint ihr denn, wann das hier zu Ende ist.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Na ja«, sagte er stöhnend. »Irgendwann ist es doch aus. Dieser neue Eigentümer will das Haus verkaufen, dann…«

»Er ist ein Schwein.«

»Stimmt.«

»Aber er wird es nicht schaffen«, flüsterte Agnetha.

Clayton ging noch nicht. Er überlegte, und Agnetha wußte, daß er etwas Wichtiges sagen wollte, deshalb störte sie ihn nicht in seinen Überlegungen. »Es ist zwar komisch, vielleicht irre ich mich auch, aber ich komme mit diesem neuen Mieter nicht zurecht.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja - möglicherweise bilde ich mir auch alles ein, aber er paßt nicht zu uns. Ich habe das Gefühl, als wäre er geschickt worden, wenn du verstehst.«

»Nicht die Bohne.«
»Geschickt von Young.«
Agnetha schwieg. Sie spürte das Eis in ihrem Körper. Wie ein Zapfen drückte sich die Kälte hoch.
Ihre Hände lagen flach auf der äußeren Fensterbank. Nun krümmte sie die Finger und hörte zu, wie die Nägel über das Gestein kratzten.
»Habe ich dich irritiert?«
»Hast du?«
»Das wollte ich nicht.«
»Schon gut, Clayton.«
Er öffnete die Tür und sagte, während er die Schwelle überschritt: »Darüber solltest du mal nachdenken, Agnetha.«
»Werde ich, Clayton. Werde ich zusammen mit meiner Schwester.« Sie wußte nicht, ob der Mann ihre Antwort verstanden hatte, denn er war bereits im Flur verschwunden.
Agnetha aber blieb noch am Fenster stehen. Gedankenverloren schaute sie in den grauen Hof, der an einer Stelle nicht mehr so grau war. Dank der Sonnenstrahlen.
Was Clayton da von sich gegeben hatte, kam ihr nicht einmal so unwahrscheinlich vor, und sie beschloß, mit ihrer Schwester darüber zu reden.
Agatha saß noch immer am Fenster und schaute hinaus. Sie drehte sich auch nicht um, als Agatha das Zimmer betrat, denn auf der Straße mußte es wirklich etwas Interessantes zu sehen geben.
Erst als sie angesprochen wurde, bewegte sie sich in ihrem Stuhl. »Ah, du bist wieder da.«
»Ja.«
»Ich hörte dich sprechen…«
»Es war Clayton.«
Agatha lächelte. »Wie schön. Hast du ihm einen Gruß von mir bestellt?«
»Natürlich.«
»Er ist ein netter Mann.«
Agnetha kam näher und nickte dabei. »Das meine ich auch. Er hat auch etwas gesagt, das mich nachdenklich machte. Ich wollte mit dir darüber sprechen.« Sie holte sich einen Stuhl heran und nahm ihrer Schwester gegenüber Platz.
»Bitte.«
»Du erinnerst dich an den neuen Mieter, der seit knapp einer Woche hier wohnt.«
»Natürlich. Er heißt Sinclair, glaube ich.«
»Stimmt. Clayton ist dieser Mann nicht geheuer.«
Agatha staunte. »Wieso das?«
»Nun ja. Er ist der Ansicht, daß Sinclair ein falsches Spiel treibt. Daß

er eigentlich nicht in dieses Haus gehört. Warum hat er die Wohnung bekommen, warum nicht andere? Man hätte sie schon vorher vermieten können, nicht wahr?«

Die ältere Frau dachte nach. »Da hast du recht«, murmelte sie nach einer Weile. »Die Wohnung stand tatsächlich seit einigen Wochen leer. Es scheint, als hätte der nette Mr. Young ausgerechnet auf diesen Sinclair gewartet.«

»So sieht es Clayton ebenfalls.«

»Was meint er sonst?« fragte Agatha.

Die jüngere Frau hob die Schultern. »Er geht davon aus, daß Young uns mit ihm möglicherweise ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat. Ein sehr gefährliches sogar.«

Agatha verstand. »Du sprichst von einem Spitzel.«

»Ja.«

Die Frauen schauten sich an. Sie sprachen nicht mit dem Mund, sondern redeten mit den Blicken, in denen sich ein Einverständnis zeigte. Es wurde plötzlich still im Zimmer. Auch draußen schien sich die Welt zu verdunkeln. Die Straße schwamm in einem dichten Grau, und die Hauswände schienen sich noch zu nähern, als wollten sie eine tiefe Schlucht bilden. Der Himmel zeigte sich längst nicht mehr so klar, ein Schleier wehte vorhangähnlich unter ihm her. In die Augen der beiden Frauen war eine Kälte getreten, die einen Beobachter hätte frösteln lassen.

Schließlich nickte die Ältere. »Wenn das stimmt, wäre es wirklich nicht gut.«

»Für Sinclair.«

»Natürlich.«

»Was schlägst du vor?«

Agatha war das Gehirn der beiden, die Denkmaschine. Jetzt dachte sie ebenfalls nach, legte ihre Stirn dabei in Falten und meinte schließlich: »Wir sollten unsere Augen nicht verschließen. Du bist in diesem Fall die richtige Person.«

Agnetha lächelte. Sie trug ein dunkelrotes Kleid und strich mit beiden Händen über den Stoff, wobei sie kaum eine Körperstelle ausließ. »Ja, ja«, murmelte sie. »Ich könnte ihm ja mal auf den Zahn fühlen, da hast du schon recht.«

»Und zwar sehr bald«, sagte Agatha. Sie hob einen Arm und spreizte den Daumen ab. »Schau mal auf die Straße, dort rollt ein Rover aus. Fährt er nicht einen Rover?«

Agnetha bekam einen langen Hals. »Stimmt, den fährt er. Und er steigt sogar aus.«

»Du weißt, was du zu tun hast?«

»Sicher, Schwester.« Agnetha stand. Ihre kleine, nach oben gebogene Nase zitterte, als sie Luft holte. »Ich werde mich mal um ihn

kümmern, Schwesterherz.«
»Ja, tu das bitte…«

***

In dieser Gegend fand ich sogar noch einen Parkplatz, obwohl ich damit rechnen mußte, daß er nicht eben sicher war und ich das Auto nicht mehr in demselben Zustand vorfand, wie ich es abgestellt hatte.
Einige Schritte mußte ich laufen, bis ich mein neues Zuhause erreichte. Während der Fahrt hatte ich über das Gespräch mit Simon F. Young nachgedacht und war zu dem Entschluß gekommen, daß ich ihn nicht positiver sah als bei unserer ersten Begegnung. Dieser Mann war ein menschliches Schwein, der sich auf Kosten anderer bereicherte und nur daran dachte, soviel Geld wie möglich zu verdienen. Man hatte für die neunziger Jahre den Generationswechsel angesagt. Es begann die Zeit der Erben. Da waren dann die jungen Menschen mit dem Geld ihrer Eltern und konnten darauf bauen, es durch andere Geschäfte zu vermehren.
Ich hatte es mit Interesse verfolgt und mir gesagt, daß ich nicht zu den Glücklichen gehörte. Für mich zählten andere Dinge.
Zum Beispiel dieser Simon F. Young. Ich war verpflichtet, den Morden nachzugehen, doch es fiel mir schwer, diesen Typen außen vor zu lassen. Auf dem Weg zu meiner neuen Bleibe tupften mich die Strahlen der Sonne an, und mir schien es, als wollten sie meine Gedanken an den Hausbesitzer vertreiben.
Dann stand ich vor dem Ziel.
Das Haus lag südlich der Themse in einem Viertel, das nicht mehr zur Hafengegend zählte. Früher hatte man hier die großen Wohnhäuser errichtet, von denen viele schon verfallen oder abgerissen waren.
Aber ›meines‹ stand noch.
Sechs Stockwerke hoch. Darüber mit einem Dach aus grauen Pfannen versehen: Eine Fernsehantenne blitzte in der Sonne, als wollte sie dem Betrachter von einer neuen Zeit berichten, die auch an diesem Haus nicht vorübergegangen war, obgleich es so schäbig aussah und sich die Fenster kaum vom schmutzigen Grau der Hauswände abhoben.
Ich wohnte unter dem Dach, und meine Wohnung gehört zu einer der drei vorstehenden Gauben; die auch ein bevorzugter Landeplatz für Vögel waren.
Die Haustür teilte den Bau in zwei Hälften. Sie war ebenfalls alt und versteckte sich in einer Nische.
Die Tage, die ich hier verbracht hatte, zählten nicht gerade zu den besten in meinem Leben, doch mir war es schon schlechter ergangen.
Ich schlenderte auf die Haustür zu, hielt den Kopf etwas gesenkt, behielt die Hauswand jedoch unter Kontrolle und damit auch die

Fenster. Hinter einem sah ich eine Bewegung. Da keine Gardine meine Sicht schmälerte, konnte ich schattenhaft die Frau erkennen, die hinter der Scheibe hockte.

Ich wußte, daß in dieser Wohnung die beiden Schwestern Sarrazin lebten. Sie waren so etwas wie die Aufpasser des Hauses, hatten ihre Blicke überall. Nichts entging ihnen. Sie mußten längst gesehen haben, daß ich eingetroffen war, nur hütete ich mich davor, ihnen zuzuwinken. Sie sollten nicht merken, wie sehr ich achtgab.

Die anderen Mieter hatte ich nicht einmal zu Gesicht bekommen. Ich wußte zwar, wer in diesem Gebäude lebte, in meinem Büro lag eine Liste aus, aber wie die Leute genau aussahen, war mir unbekannt. Zwar stand mir ein Schlüssel für die Haustür zu - ich besaß auch einen -, doch den brauchte ich nicht einzusetzen. Durch einen leichten Druck konnte ich die Tür nach innen schieben.

Vor mir öffnete sich der Tunnel.

Es war ein langer Flur, der erst dort aufhörte, wo die Hoftür begann. Eine Steintreppe führte in die oberen Etagen, einen Lift gab es natürlich nicht, und auf den Zwischenetagen befanden sich die Toiletten. Alles andere wäre ein zu großer Luxus gewesen.

Zwei Wohnungen verteilten sich im Erdgeschoß. In der linken lebten die Schwestern.

Ich war in Höhe der Tür, als diese aufgezogen wurde und die jüngere Sarrazin hinaustrat. Es war die Frau mit dem Puppengesicht, das so unnatürlich und alterlos wirkte. Als sie mich sah, tat sie dermaßen überrascht, daß ihr Auftritt schon beinahe peinlich wirkte. Dann aber lächelte sie zuckersüß und säuselte: »Ah, der neue Mieter von oben, Mr. Sinclair, wenn ich mich nicht irre.«

»So ist es.«

Wie aus Versehen schlenderte sie in Richtung Treppe und versperrte mir den Weg. »Gefällt es Ihnen bei uns?«

»Es geht.«

Sie lachte. »Ja, das sagen sie alle. Aber was will man bei dieser Wohnungsnot machen?«

»Stimmt.«

Sie ließ mich nicht vorbei und legte sogar eine Hand auf das Geländer. »Wie lange, Mr. Sinclair, gedenken Sie denn, hier im Haus zu bleiben? Haben Sie sich darüber schon Gedanken gemacht?«

»Habe ich. Bis ich eine neue Bleibe finde, die bezahlbar ist.«

»Oh, da werden Sie lange suchen können, obwohl ich nicht weiß, was Sie arbeiten.«

»Nichts Besonderes.« Ich ging nicht näher auf meinen Beruf ein, sondern erkundigte mich, was sie mit ihrer Frage gemeint hatte.

Agnetha Sarrazin senkte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern. Die Geste wirkte wie einstudiert. Überhaupt kam sie mir unecht vor,

und der Parfümgeruch, den sie ausströmte, der widerte mich schon an. »Nun ja, es gibt hier einige Schwierigkeiten, finde ich.«

»Welcher Art denn?«

»Kennen Sie den Besitzer?«

»Nur vom Namen her. Den Vertrag habe ich mit einem Makler abgeschlossen.«

»Es ist Mr. Young.«

»Stimmt, ich erinnere mich. Was ist denn mit ihm?«

»Er ist nicht gerade ein Geschenk. Wie uns bekannt ist, will er hier renovieren.«

Ich tat ahnungslos. »Das wird auch mal Zeit.«

»Finden wir auch, Mr. Sinclair. Nur unterscheiden sich seine und unsere Ansichten erheblich voneinander.«

»Sie machen mich neugierig.«

Agnetha Sarrazin hob wieder den Kopf. Sie schaute mich direkt an. »Sagen Sie nur, Sie haben davon noch nichts gehört.«

»Wovon, bitte?«

»Von Youngs Absichten.«

»Nein.«

»Er will uns vor die Tür setzen. Wir sollen ausziehen.«

»Sie?«

»Alle, Mr. Sinclair. Sie auch. Alle Mieter sollen verschwinden, damit er freie Bahn hat. Deshalb wundert es uns, daß Sie noch eingezogen sind, obwohl das Hans bald geräumt werden soll.«

»Vielleicht hat er es sich überlegt.«

»Der nicht!« erklärte sie bestimmt.

»Dann bin ich überfragt. Es kann auch sein, daß er die Renovierung hinausgeschoben hat,«

Sie ließ sich nicht beirren und schüttelte den Kopf. »Nein, dieser Young will entmieten.«

Ich schwieg.

»Haben Sie nicht gehört, Mr. Sinclair?«

»Ja, schon, aber was ist das?«

»Uns mit Gewalt vertreiben. Durch Drohungen zunächst, dann aber durch Taten.«

»Meinen Sie?«

»Und ob.«

»Welche Taten denn?«

»Da schickt man sogenannte Entmieter. Die schlagen Türen ein, machen die Toiletten unbrauchbar. Sie legen sogar Brände. Das alles nur auf Auftrag, der ihnen durch den Hausbesitzer vermittelt worden ist.«

Ich räusperte mich. »Und Sie meinen also, daß Mr. Young zu dieser Sorte gehört?«

»Davon sind meine Schwester und ich felsenfest überzeugt, Mr. Sinclair.«

»Hm.« Ich blickte zu Boden. »Und was macht man dagegen? Haben Sie einen Plan? Es drängt Sie ja, sonst hätten Sie mich nicht auf dieses Thema hin angesprochen.«

»Kann sein.«

»Welchen denn?«

Agnetha blieb noch immer stehen. »Wir haben uns über Sie gewundert, Mr. Sinclair. Sie sind hier kurz vor Toresschluß eingezogen…«

»Na und?«

»Man macht sich Gedanken.«

»Welche denn?«

Sie räusperte sich und hielt beide Hände vor ihre Augen. »Ach ja, vergessen Sie es.«

Natürlich hatte ich gewußt, worauf dieses Gespräch hinauslaufen sollte. Ich war für sie das Kuckucksei im fremden Nest. Sie kamen mit mir nicht so recht klar. Sie wußten nicht, wie sie mich einschätzen sollten. Gehörte ich zu ihnen oder zur anderen Seite?

Ich tat auch nichts, um Agnetha Sarrazin aufzuklären, sondern kam wieder auf das Problem der Entmietung zu sprechen, was die Frau mit einem Nicken quittierte.

»Ja, sie haben es versucht.«

»Wie denn?«

»Muß ich Ihnen das noch sagen?«

»Ja, das müssen Sie. Ich kenne mich nicht aus. Ich kann mir nicht einmal etwas darunter vorstellen. Bisher habe ich den Begriff nur gehört, aber Einzelheiten sind mir unbekannt. Ich habe für drei Monate einen Mietvertrag abgeschlossen und höre jetzt von Ihnen, daß diese Entmieter schon hier im Haus gewesen sind. Wer waren sie, was haben sie getan? Können Sie mir das sagen?«

»Und warum wollen Sie das wissen?«

»Ich will erfahren, woran ich bin.«

»Verständlich.«

»Denn ich muß mich schließlich darauf einstellen, wenn die plötzlich bei mir erscheinen. Sind sie auch zu Ihnen gekommen? Haben Sie die Wohnung demoliert? Sind Brände gelegt worden? Hat man im Haus etwas zerstört? Türen herausgerissen, Toiletten unbrauchbar gemacht oder sogar Wände eingeschlagen?«

»Nichts von dem.«

Ich tat sehr erstaunt. »Das wiederum begreife ich nicht. Wirklich, denn Sie haben davon geredet, als wäre alles besonders schlimm gewesen und diese Entmieter…«

Sie unterbrach mich. »Wir wissen nur, daß sie hier waren, Mr.

Sinclair. Mehr nicht.«

»Dann sind sie gegangen?«

»So ist es.« Ich bekam ein Lächeln geschenkt.

»Und sie kamen nicht wieder zurück?«

»Richtig.«

»Woher wußten Sie denn, daß es Entmieter waren? Wie sahen die Typen überhaupt aus?«

»Unscheinbar, aber kräftig. Sie finden sie in jeder Hafenkneipe. Es war nichts Besonderes an ihnen. Aber ich wollte Ihnen das nur gesagt haben, damit Sie nicht überrascht sind, wenn hier im Haus plötzlich etwas passiert und auch. Sie davon in Mitleidenschaft gezogen werden. Man muß als Mieter zusammenhalten.« Sie gab den Weg frei und drückte sich gegen die graue Flurwand.

Ich ging an ihr vorbei. Nicht zügig, sehr langsam und ließ sie nicht aus den Augen.

Agnetha Sarrazin sprach kein Wort mehr. Sie starrte mich nur an. Ihre Augen bewegten sich nicht.

Es schienen Kugeln zu sein, und, auch im Gesicht bemerkte ich keine einzige Falte. Die Haut hatte tatsächlich die Glätte von Porzellan.

»Wir sehen uns bestimmt noch, Mr. Sinclair.«

»Das hoffe ich.«

»Wieso?« Plötzlich glomm Interesse in ihren Augen auf.

»Es war sehr amüsant, mit Ihnen zu plaudern, Mrs. Sarrazin.«

»Miß, bitte.«

»Pardon.« Ich passierte sie, schaute mich nicht um, wußte aber trotzdem, daß sie mir nachschaute.

Ihre Blicke brannten gegen meinen Rücken wie glühende Pfeile.

Ich ließ den Zwischenabsatz hinter mir, und noch immer durchwehte der Parfümgeruch meine Nase.

Aber auch etwas anderes roch ich.

Ein muffiger, ein düsterer Geruch, der auch aus einem feuchten Keller hätte stammen können.

Der Keller allerdings lag unter mir, er war nicht einmal einsehbar. Der Geruch mußte eine andere Quelle haben.

Die Wand etwa?

Möglich - komischerweise fielen mir dabei die drei verschwundenen Männer ein. In der Wand steckten sie bestimmt nicht. Wo dann? Verschwunden waren sie, und zwar mit Haut und Haaren.

Als ich daran dachte, überkam mich eine Gänsehaut, und ich war gespannt darauf, welche Überraschungen mir das Haus noch präsentieren würde…

***

Agatha Sarrazin blitzte ihre Schwester an. Auf einmal war sie nicht

mehr müde, sie wirkte auch nicht alt, sondern war hellwach. »Na, was hat er gesagt?«

Agnetha gab zunächst keine Antwort. Sie verschwand in der Küche, wo sie den Schrank öffnete, Gin in zwei Gläser gluckern ließ und damit zu Agatha zurückkehrte.

»Er tat ahnungslos.« Sie gab ein Glas ab.

»Aber…«

Agnetha trank. Da sie nichts sagte, nahm auch ihre Schwester einen langen Zug. »Laß dir doch nicht alles aus der Nase ziehen. Ich merke, daß dich etwas gestört hat.«

»Was denn?«

Agnetha schaute aus dem Fenster. Sie war dicht vor der Scheibe stehengeblieben. »Eigentlich nichts. Es hätte mich nicht gestört, und trotzdem ist es so gewesen.«

»Genauer.«

»Es ging zu glatt.«

Agatha atmete tief aus. Dann trank sie und schmatzte dabei. »Es ging also zu glatt«, wiederholte sie flüsternd. »Kannst du da nicht noch genauer werden, Schwesterherz?«

»Kaum. Er war so smart. Er tat jedenfalls, als hätte er von nichts gewußt. Ich sprach mit ihm über die Entmietung, auch da war er ahnungslos und hat mich nur großartig angeschaut. Alles andere konntest du vergessen. Ich habe… ich habe mich überhaupt nicht wohl in seiner Nähe gefühlt. Ich mußte mich sehr beherrschen.«

»Wobei?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

Agatha überlegte und hielt den Blick gesenkt, als wären ihre Füße etwas Besonderes. »Wenn du so etwas sagst, könnte es dann sein, daß du ihn als einen Feind ansiehst?«

»So ungefähr.«

»Und weiter?«

»Ich weiß nicht.«

»Du hast nichts gespürt?«

Agnetha schüttelte den Kopf, was allerdings nicht überzeugend aussah. »Ich glaube ihm nicht, Schwester, das ist alles. Er hat mir viel erzählt. Er redete, er gab mir die entsprechenden Antworten. Ich konnte nichts widerlegen oder das Gegenteil beweisen, das war mir alles unmöglich.«

Die ältere Frau fragte jetzt direkt. »Ist er denn ein Spitzel gewesen? Hast du den Eindruck von ihm gehabt?«

Agnetha leerte ihr Glas. Sie kaute noch auf den Ginresten in ihrem Mund herum. »Ein Spitzel«, murmelte sie. »Das weiß ich nicht. Er gehört nicht zu Young. Es ist keiner von seinen Leuten, da bin ich mir fast sicher. Er ist trotzdem nicht unser Freund. Ich hatte vorgehabt,

mich ihm zu nähern, das war mir nicht möglich. Irgend etwas hielt mich davon ab, was ich nicht näher beschreiben kann.«

»Was war es denn?«

»Kann ich nicht definieren.«

»Versuch es!« drängte Agatha.

»Es war die Aura! Seine Aura. Ich sah sie als ungemein gefährlich an. Ich hatte plötzlich Angst.«

Als dieser Satz heraus war, reagierte Agatha zuerst nicht. Dann aber lachte sie laut auf. »Angst, Schwesterherz? Du und Angst? Nein, das kann ich nicht glauben. Das ist… das ist einfach unmöglich. Du brauchst doch keine Angst zu haben.«

»Wenn du meinst.«

»Aber du hattest sie.«

»Das stimmt.«

»Wer jagt dir denn oder uns Angst ein?«

Scharf drehte sich die jüngere Frau herum. Sie wollte Agatha direkt anschauen können. »Du weißt schon, wer uns Angst einjagen kann« zischelte sie. »Wir sind nicht sehr gelitten. Es gibt Feinde. Selbst bei unseren eigenen Brüdern und Schwestern. Man mag uns nicht. Aber das brauche ich dir nicht zu sagen.«

»Glaubst du denn, daß er einer von uns ist?«

»Kann sein.« Dann schüttelte Agnetha den Kopf. »Nein, er ist keiner von uns. Er steht auf der anderen Seite. Ich habe seine Aura gespürt, und ich bekam Angst. Seine Nähe bereitete mir ein schreckliches Unwohlsein. Er war der Feind, der böse Töter, der Vernichter. Ich habe es deutlich gespürt.«

Agatha überlegte. »Hat er sich dir irgendwie zu erkennen gegeben?«

»Überhaupt nicht. Er verhielt sich freundlich, naiv und auch staunend. Aber da steckt mehr dahinter, Schwester. Ich fühle es. Ich fühle auch, daß wir einen Feind bekommen haben. Drei Entmieter sind verschwunden. Mögen Sie auch Verbrecher gewesen sein, gewisse Leute werden das nicht hinnehmen können. Es gab ja keine Spuren. Die Polizei mußte erfolglos wieder verschwinden. Bei drei Vermißten nehmen sie das nicht so ohne weiteres hin.«

»Werd mal genauer.«

»Ich denke mir, daß dieser neue Mieter nicht zufällig hier wohnt. Young hat sich etwas einfallen lassen. Er wird mit der Polizei gesprochen haben. Was immer er ihnen auch erzählt haben mag, wir wissen es nicht, aber er muß sehr überzeugend gewesen sein. Hinzu kommen noch die drei Verschwundenen. Da wird man sich etwas bei gedacht haben, Schwester. Deshalb kann es sein, daß Sinclair ein Polizist ist.«

Agatha hatte genau zugehört. Nun mußte sie lachen. Es drang glicksend aus ihrem Mund. »Was regst du dich auf, meine Liebe? Kann

uns ein Bulle etwas anhaben?«

»Ein normaler nicht!«

Agatha legte den Kopf schief. »Dann ist Sinclair für dich nach wie vor kein normaler Bulle, nehme ich an.«

»Richtig. Ich komme wieder auf seine Aura zu sprechen. Es ist anders, Schwester, ganz anders.«

»Ja, das ist dann wohl so, und wir müssen uns auf die neue Lage einstellen.«

In den folgenden Sekunden schwiegen beide, bis Agnetha fragte: »Soll er denselben Weg gehen wie die drei anderen?«

Agatha lächelte. »Bleibt uns denn etwas anderes übrig, meine Liebe?«

»Im Prinzip nicht.«

Agatha hatte bemerkt, daß ihrer Schwester einiges nicht gefiel, und sie sprach sie darauf an. »Was hast du denn? Was bereitet dir so große Sorgen?«

»Ich denke an die drei Verschwundenen. Bisher waren es keine Polizisten. Wenn Sinclair einer ist, und nicht mehr wieder auftaucht, macht man uns die Hölle heiß…«

»Augenblick bitte. Noch steht nicht fest, daß er ein Polizist ist. Laß diesen Gedanken aus dem Spiel.«

»Das kann ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

Agnetha schüttelte den Kopf. »Du hast nicht mit ihm gesprochen. Er ist ein Feind, und er hat es allein auf uns abgesehen. Nur auf uns. Ich weiß das genau.«

Sie regte sich auf. Besorgt schaute Agatha zu, wie sich das Gesicht ihrer Schwester veränderte. Die blasse Porzellanfarbe verschwand. Aus der Tiefe strömte etwas hervor, das wie ein Blutschatten aussah und ihr Gesicht erfüllte.

Es konzentrierte sich jedoch mehr auf den herzförmig geschnittenen Mund mit den sehr roten Lippen.

Und mit ihnen geschah etwas.

Sie nahmen noch an Farbintensität zu. Sie platzten plötzlich auf. Kleine Blutstropfen sprudelten hervor, verteilten sich um den Mund herum und bildeten dort einen blutigen Kranz.

Hastig hob Agnetha eine Hand. Sie wollte die Lippen reinigen, verschmierte das Blut jedoch noch mehr, öffnete den Mund, stöhnte und atmete etwas aus, das widerlich roch, wie Gase, die aus einer verfaulenden Leiche strömten.

Agnetha hatte sich offenbart.

Und ihre ältere Schwester lächelte…

***

Ich stand in meiner Wohnung, nein, falsch, ich stand in meiner

Bruchbude, denn etwas anderes war dieser Verschlag nicht. Den Namen Wohnung hatte das Zimmer nicht verdient. Tapetenlose Wände, auf denen sich gewaltige Flecken abzeichneten, die nahe des Gaubenfensters noch dunkler waren als woanders. Die Feuchtigkeit zog hier nicht mehr weg. Sie war auch in die alten Möbel gekrochen, denn der Raum wurde von dem Vermieter möbliert angeboten.

Daß Young für diese miese Dreckbude noch Geld verlangte, machte mir den Mann nicht eben sympathischer.

Ich schüttelte mich und schaute auf das alte Waschbecken, dessen Porzellan längst nicht mehr die ursprüngliche helle Farbe hatte, sondern gelb angelaufen war, wobei sich um den Abfluß herum noch Flecken sortierten.

Ich ging vor bis zum Fenster. Einen Teppichboden gab es natürlich nicht. Die alten Bohlen stöhnten auf, als sie durch mein Gewicht belastet wurden.

Ich schaute nach draußen. Sah zwar den blauen Himmel, konnte mich über diese Farbe nicht erfreuen, denn ich dachte noch immer über die Begegnung mit dieser Mieterin nach.

Agnetha Sarrazin!

Ein seltsamer Name, der zu dieser ebenfalls seltsamen Frau paßte.

Was hatte sie von mir gewollt? Mir war es so vorgekommen, als hätte sie versucht, mich auf die Probe zu stellen. Sie hatte das Gespräch mit mir bewußt gesucht, um mich schließlich aus der Reserve zu locken. Dabei mußte ich mich fragen, ob sie tatsächlich Bescheid gewußt hatte. War sie über mich informiert? Natürlich nicht über mich als Polizisten. Möglicherweise stand sie auf der anderen Seite und hatte gespürt, daß ich ihr Feind war.

Zudem hatte sie nicht viel Angst vor Simon F. Young gezeigt. Sie mochte den Hausbesitzer zwar nicht - wer mochte ihn überhaupt -, doch sie hatte bei mir den Anschein erweckt, als würde dieser Mann sie und ihre Schwester ins Bockshorn jagen können. Im Gegenteil, sie würde sich ihm stellen.

Hatte sie sich auch den Verschwundenen gestellt? Waren sie und ihre Schwester die Verantwortlichen für das Verschwinden der drei Männer? Ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese wieder auftauchten. Mittlerweile ging ich davon aus, daß sie tot waren.

Ich dachte an den Geruch, der mich bei Passieren der Person erreicht hatte.

Okay, sie hatte nach einem sehr starken Parfüm gerochen, aber diesen muffigen Gestank hatte ich ebenfalls nicht vergessen, und der wiederum hatte mich auf eine bestimmte Spur gebracht.

Gerüche dieser Art waren mir nicht fremd. In sehr konzentrierter Form kannte ich sie bei der widerlichsten aller Dämonenarten, den Ghouls und Leichenfressern.

Diese in ihren Urzuständen schleimigen Wesen verschlangen Leichen. Sie lebten zumeist auf alten Friedhöfen, wo sie genügend Nahrung bekamen. Hin und wieder trauten sie sich auch hervor und verbargen sich geschickt unter den Lebenden.

Waren die Schwestern weibliche Ghouls?

Ich wollte diese Möglichkeit nicht abweisen, und es wäre eine Erklärung für das Verschwinden der drei Männer gewesen, denn Ghouls ließen von einer Leiche nur die Knochen übrig. Aber die wiederum konnte man leicht verschwinden lassen. In diesem Haus gab es einen großen Keller, wie ich mir hatte sagen lassen. Ich selbst hatte ihn noch nicht durchsucht. Zwar waren die Kollegen auch im Keller gewesen, doch Knochenspuren hätte dort nur ein Idiot hinterlassen, und als idiotisch sah ich die beiden Schwestern nicht an.

Wie ging ich am besten vor? Hatte Agnetha Verdacht geschöpft? Bestimmt, es kam nur darauf an, wie tief der Verdacht in ihr brodelte. Ich versuchte, mich in die Lage der Schwestern zu versetzen.

Wie würde ich mich an ihrer Stelle verhalten?

Jedenfalls nicht in Panik verfallen, sondern eiskalt abwarten, und ich wußte auch, daß gerade Ghouls Freunde der Nacht waren und sich bei Tag zurückhielten.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit stand mir noch viel Zeit zur Verfügung, die ich auf jeden Fall nutzen wollte. Ich hatte mich in den letzten Tagen zwar im Haus umgesehen, aber noch nicht den Keller durchsucht. Das wollte ich so schnell wie möglich nachholen. Vielleicht fand ich doch eine Spur, die meine Kollegen übersehen hatten oder nicht hatten entdecken können, weil sie vorher getilgt worden war.

Es piepte. Nicht in meinem Kopf, sondern aus dem Lautsprecher des tragbaren Telefons, das ich auf den Tisch gestellt hatte. Da wollte jemand etwas von mir.

Ich meldete mich und hörte Sukos leises Lachen. »Na, du Bruchbudenmieter, wie geht es?«

»Phantastisch.«

»Glaube ich dir nicht. Hast du Spuren gefunden? Gibt es wenigstens einen minimalen Erfolg, oder muß ich erst kommen und die Kastanien aus dem Feuer holen?«

»Es brennt noch nicht.«

Suko stöhnte wie ein alter Mann. »Wenn ich dich so höre, hast du keinen Erfolg gehabt.«

»So ähnlich.«

»Und jetzt?«

»Ich bleibe weiter am Ball, aber ich sehe einen hellen Streifen am Horizont.«

»Hat der auch einen Namen?«

»Ghouls.«
Suko schwieg, dann pfiff er leise, aber sicherlich nicht aus Freude darüber. Auch er hatte seine Erfahrungen mit Ghouls machen müssen.
Er bekam von mir einen Bericht und unterbrach mich erst, als ich ihn fast beendet hatte. »Muß ich kommen?«
»Nein, noch nicht.«
»Gut, dann werde ich dich mal an Sir James verbinden, denn er will ebenfalls mit dir reden.«
»Worüber?«
»Young hat sich beschwert.«
»Der kann mich mal.«
»Sag das dem Chef.« Suko stellte mich durch, und ich hörte Sir James leise lachen.
»Was freut Sie so, Sir?«
»Eigentlich nichts, John, aber ich hatte Besuch von einem Mr. Young, dem Sie wohl gezeigt haben, wie unsympathisch Sie ihn finden.«
»Das nicht gerade, ich war ihm gegenüber nur ziemlich gleichgültig. Sie kennen die Gründe.« Während des Sprechens ging ich in der kleinen Bruchbude auf und ab.
»Natürlich, und ich kann Sie auch verstehen, John. Jedenfalls hat Mr. Young auch bei mir nicht den Erfolg erzielt, den er sich erhofft hat. Auf der anderen Seite stehen noch immer die drei verschwunden Männer. Haben Sie von Ihnen Spuren gefunden?«
»Nur indirekte.« Ich gab meinen Chef einen knappen Bericht. Auch er war nicht begeistert, als er hörte, in welch eine Richtung mein Verdacht hintendierte.
Da ich noch nichts Genaues wußte, bat ich ihn, zunächst einmal abzuwarten.
»Werde ich machen, John. Nur - bringen Sie mir bald die Lösung. Young drohte mit der Presse. Dem traue ich es zu, daß er die Sachlage in seine Richtung hinbiegt und er sehr positiv dasteht.«
»Das kann ich mir denken.« Ich war ziemlich wütend, als ich auflegte. Young war ein aalglatter Widerling, der schaffte es immer wieder, in Lücken zu schlüpfen. Aber er war ein Mensch und nicht so schlimm wie ein Gefühl. Das mußte ich mir immer wieder vor Augen halten.
Ich warf, bevor ich ging, einen letzten Blick auf das Lager, denn ein Bett war es nicht. Es sah zwar so aus, doch was sich da an Unterlage produzierte, konnte ich durchaus vergessen.
Auf dem Bett hatte ich meinen Koffer abgelegt. Ich öffnete ihn und stellte zufrieden fest, daß man ihn nicht durchwühlt hatte. Die wenigen Kleidungsstücke lagen so, wie ich sie drapiert hatte.
Danach verließ ich das Zimmer.
Die Decke im Hausflur war so niedrig, daß ich den Kopf einziehen

mußte.

Vorhin war es im Haus still gewesen, nun nicht mehr, denn Kinderstimmen hallten zu mir hoch. Ich schaute zwischen den Geländern in den Treppenschacht hinein, sah Finger auf den Handläufen, die sich nur eine Etage tiefer befanden.

Dort hielten sich die beiden Kinder auf.

Sie tuschelten miteinander, als hätten sie Geheimnisse zu verteidigen. Und sie gingen in keine Wohnung, sondern blieben auf dem Absatz, wie ich hören konnte.

Die Familien mit den Kindern wohnten unter mir. Auch sie hausten menschenunwürdig, und die Kleinen würden für ihr Leben gezeichnet sein, wenn man ihnen den Rest auch noch nahm.

Ich schritt die Treppe nach unten. Die Stufen waren zwar fest, an den Kanten allerdings wiesen sie oft Maken auf, als hätte jemand versucht, seine bildhauerischen Fähigkeiten zu testen.

Die Kinder hörten mich. Sie wußten nicht, wer kam. So etwas wie Furcht überfiel sie, als sie die Schritte hörten, meinen Schatten sahen und dann still wurden.

Ich schaute auf sie nieder.

Sie hockten vor der Wand am Boden. Es waren ein Junge und ein Mädchen, beide ungefähr acht oder neun Jahre alt. Der Junge hatte die Beine ausgebreitet und in die Lücke hinein einen roten kleinen Plastikeimer gestellt, auf dessen Oberfläche aber beide Hände lagen, so daß er mir einen Blick in das kleine Kunststoffgefäß verwehrte.

Ich blieb stehen und lächelte.

Keines der Kinder lächelte zurück. Aus mißtrauischen Augen schauten sie mich an.

»Hi«, grüßte ich.

Der Junge blieb still. Das Mädchen, es hatte glattes Blondhaar, fragte: »Bist du der Neue?«

»Bin ich.«

»Dann wohnst du über uns?«

»Stimmt auch.«

Sie nickte, schaute gegen die Decke, und der Junge hob den Eimer leicht an. Er wollte ihn aus meiner Blickrichtung weg und zur Seite stellen. Dabei rutschten seine Hände ab. Für einen Moment gelang mir der Blick in den Eimer.

Ich sah etwas Weißes inmitten der roten Fläche. Es war kein Sand oder irgendeine andere Masse, sondern etwas, das bei mir einen mittelschweren Alarm auslöste.

»Darf ich mal sehen?« bat ich.

»Nein!« Der Junge zerrte den Eimer zur Seite.

Ich war schneller, hielt einen der Arme fest. Der Eimer rutschte, kantete und kippte.

Der Inhalt rutschte hervor.
Es waren zwei bleiche Knochen!

***

Also doch!
Ich hatte mich beim ersten Hinschauen nicht geirrt. Knochen, Stücke von Gebeinen, wahrscheinlich von den verschwundenen Männern. Und diese zwei Kinder hatten sie gefunden!
Sie schwiegen, auch ich hielt mich zurück. In der folgenden Zeit war nur unser Atmen zu hören, dessen Geräusche durch das schummrige Halbdunkel des Treppenflurs geisterten.
»Die haben wir gefunden«, sagte das Mädchen mit trotziger Stimme. »Und die gehören uns.«
Ich durfte jetzt nicht den großen Meister oder den Übererwachsenen herauskehren, sondern mußte cool bleiben und dabei ein wenig auch Psychologe. »Ich glaube euch, daß ihr die Knochen gefunden habt. Wer sie findet, dem gehören sie. Aber mal ehrlich, was wollt ihr damit anfangen? Das ist doch nichts zum Spielen.«
Ich hatte sie verunsichert. Beide schauten sich an. Der Junge hob die Schultern, er überließ ihr das Sprechen. »Wir sammeln eben alles.«
»Auch Knochen?«
»Klar. Die sind bestimmt von Teddy.«
»Wer ist Teddy?«
Das Mädchen zog seine Nase hoch. »Teddy war unser Hund. Er… er ist dann verschwunden.«
»Das tut mir leid.«
Die Kleine senkte den Kopf. Sie weinte, weil sie sich an Teddy erinnert hatte.
Ich ging in die Hocke und fragte vorsichtig, ob ich ihnen die Knochen nicht abkaufen könnte, denn es stand ja gar nicht fest, daß sie von Teddy waren, weil er viel zu kleine Knochen hatte. Zwar kannte ich Teddy nicht, konnte mir allerdings nicht vorstellen, daß in diesem Haus ein Schäferhund gehalten wurde.
»Ja, das stimmt«, sagte der Junge.
Ich hielt das Kleingeld bereits in der Hand. Jeder bekam etwas, und damit war der Eimer vergessen.
Die beiden sprangen auf und liefen auf die gegenüberliegende Wohnungstür zu.
Ich nahm den Eimer auf und huschte die Treppe wieder hoch. Das war natürlich ein wunderbarer Fund, der von unseren Spezialisten untersucht werden mußte. Da den Kindern noch niemand öffnete, nahm ich mir die Zeit, um sie danach zu fragen, wo sie die Knochen denn gefunden hatten.
»Auf dem Hof!« sagte der Junge.

»Wo da?«
»In einem Karton.«
»Stand der schon immer dort?«
Er schüttelte den Kopf. »Seit gestern.«
Bevor ich noch mehr Fragen stellen konnte, öffnete jemand die Tür, und die beiden Kinder verschwanden. Ich hörte, wie ein Mann mit ihnen schimpfte, weil sie dessen Ruhe gestört hatten.
Ich hatte wenig später die Wohnung wieder betreten und stellte den Eimer auf den Tisch, direkt neben das Telefon. Mit spitzen Fingern zog ich einen der beiden Knochen hervor und besah ihn mir genauer.
Auch mir als Laie war klar, daß er einem Menschen gehörte. Er sah aus wie ein Armknochen und war so bleich und glatt, als hätte man ihn bearbeitet. Dabei wußte ich, daß dies nicht der Fall war.
Die Ghouls hatten ihn so blank geleckt.
Für mich gab es keinen Zweifel mehr, daß ich es mit Ghouls zu tun hatte. Es waren Dämonen, die es verstanden, sich geschickt zu tarnen. Sie traten nicht immer als schleimige Wesen auf, ihre menschliche Tarnung war sehr geschickt, man konnte kaum hinter ihre Masken schauen. Wenn sie tatsächlich die Verwandlung so geschafft hatten, wie ich es annahm, dann gehörten sie schon zu der höheren Gruppe der Ghouls, die sich sowohl als Menschen als auch als schleimige Wesen zeigten.
Menschen und Ghouls…
Wer verbarg sich dermaßen geschickt? Wo mußte ich den Hebel ansetzen, um diese Wesen enttarnen zu können? Ich beschäftigte mich gedanklich mit einer gewissen Agnetha Sarrazin. Sie und ihre Schwester waren außergewöhnliche Personen. Mit einer von ihnen hatte ich gesprochen. Dieses puppenhafte Aussehen wirkte im nachhinein auf mich wie eine Maske, die Agnetha aufgesetzt hatte, um nicht erkannt zu werden.
Ich erinnerte mich deutlich an den Parfümgeruch und dachte daran, daß auch Ghouls stanken. Sie hatten etwas zu verbergen, denn ihr Geruch war einfach widerlich. Ein penetranter Duft von Moder, von alten, allmählich verfaulenden Kadavern. Etwas, das einem normalen Menschen den Magen in die Höhe treiben konnte, das natürlich verdeckt werden mußte. Und sei es durch einen starken Gegenduft.
Die beiden Schwestern standen ganz oben auf meiner Liste. Ich nahm mir vor, im Haus zu bleiben und sie möglichst unter Kontrolle zu halten. Dabei wollte ich auch kein Aufsehen erregen und rief die Dienststelle deshalb nicht an. Die Gebeine konnten auch noch in den nächsten Tagen untersucht werden.
Ich packte sie in den Koffer.
Als der Deckel noch hochkant stand, klopfte es an die Tür. Nicht normal, sondern ziemlich heftig.

Bevor ich den Gast ins Zimmer rufen konnte, erschien er bereits.

Er hatte seinen Auftritt. Ein großer stämmiger Mann mit rotem Gesicht und einem Whiskygeruch, den er wie eine Fahne vor sich hertrug. Ich hatte ihn zweimal kurz gesehen. Er wohnte unter mir und mußte der Vater eines der beiden Kinder sein.

Er knallte die Tür zu.

»Sie wünschen?« fragte ich.

Er schnaufte. »Du kennst mich?«

»Sie heißen Frick.«

»Ja, und ich habe eine Tochter.«

»Ich weiß.«

Er zog an seinen Hosenträgern und ließ sie zurückschnappen. »Die Kleine erzählte mir etwas von Knochen, die du ihr abgenommen hast; Meister.«

»Ich habe sie ihr abgekauft«, korrigierte ich.

Das überraschte ihn. Er ging nicht weiter darauf ein. »Ist auch egal. Was wolltest du damit?«

»Ich werde sie untersuchen lassen.«

»Ach. Warum denn?«

»Weil es so sein muß, Mr. Frick. Und jetzt tun Sie mir bitte einen Gefallen und verlassen Sie mein Zimmer. Ich war im Begriff zu gehen. Sie halten mich nur auf.« Ich hatte sehr freundlich, doch durchaus hart und bestimmend gesprochen.

Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, schielte auf das tragbare Funktelefon, dann auf mich und legte die Stirn in Falten. »Du paßt nicht zu uns, Meister.«

»Das haben Sie gesagt.«

»Wer bist du?«

»Ein Mieter.«

Er sah wohl ein, daß ich ihm nicht mehr sagen wollte, schaute mich noch einmal böse an und verschwand, worüber ich froh war und tief durchatmete. Eine gewaltsame Auseinandersetzung hätte ich zu diesem Zeitpunkt nicht brauchen können.

Eine erste Spur war also gefunden worden. Ich wollte dieses Wissen nicht für mich behalten und griff deshalb abermals zum Telefon. Diesmal rief ich Suko an.

»Es gibt etwas Neues bei dir«, sagte er, »das spüre ich.«

»Ja.«

»Laß hören.«

Ich setzte den Inspektor in Kenntnis, um anschließend mit ihm das weitere Vorgehen zu besprechen.

Es war nicht so, daß nur ich allein an dem Fall arbeitete, auch Suko hatte seine Aufgabe bekommen, sich bis jetzt allerdings zurückgehalten.

Wir gingen beide davon aus, daß die Ghouls bereits informiert waren und einfach etwas unternehmen mußten. Sie hatten sich bisher nur an Personen aus dem zweiten Glied gehalten. Das mußte sich einfach ändern, denn nun waren sie gezwungen, in die Offensive zu gehen, und da würden sie ähnlich handeln wie Menschen. Wir jedenfalls gingen davon aus.

»Es bleibt also bei dem, was wir besprochen haben, John?«

»Immer.«

»Und wenn es ein Lattenschuß wird?«

»Sagst du Bescheid. Aber daran glaube ich nicht. Ich bin schon der Ansicht, daß wir richtig liegen. Sollten die beiden Schwestern Ghouls sein und sollten sie ihren Plan beenden wollen, müssen sie einfach etwas tun. Sie können dann nicht warten, bis Young noch einen vierten Entmieter schickt. Daß er eine halbe Kompanie von Schlägern anrücken läßt, das wird er sich nicht trauen.«

»Denkst du.«

»Du nicht?«

Suko war skeptisch. »Das ist ein Profitgeier der übelsten Sorte, John. Der nimmt letztendlich alles in Kauf, um endlich zu einem Ziel zu gelangen. Daran glaube ich fest.«

»Dann ist er bei dir ja richtig.«

»Ich hoffe es.« Er räusperte sich. »Okay, ich melde mich dann später wieder.«

»Gut, viel Glück.«

»Ebenso.«

Das war erledigt. Ich schaute auf den kleinen High-Tech-Apparat und beschloß, ihn einzustecken.

Er verschwand in meiner linken Jackentasche.

Dann dachte ich über mein weiteres Vorgehen nach. Ich konnte mich zwar nicht in die Lage der Ghouls hineinversetzen, ging aber davon aus, daß sie sich an bestimmte Regeln hielten. Auch wenn sie sich mehr als Menschen auswiesen, steckte das Dämonenhafte doch stark in ihnen, und sie brauchten praktisch einen Platz für beides.

Ich kam auf den Keller.

Er gehörte zu diesem Haus. Er war groß, er war düster und unheimlich. Ob er auch die entsprechenden Verstecke bot, konnte ich nicht sagen. Ich war noch nicht dazu gekommen, ihn genauer unter die Lupe zu nehmen. Das aber wollte ich so schnell wie möglich nachholen…

***

Agatha Sarrazin war aufgestanden. In ihrer Hand hielt sie ein weißes Taschentuch. Damit tupfte sie die blutenden Lippen ihrer Schwester ab, die völlig ruhig auf einem Stuhl saß. Als Agatha das Tuch

zurückzog, war es an bestimmten Stellen hellrot.
»Gut jetzt?«
»Ja.«
Agnetha holte tief Luft. »Ich will es ja nicht, aber ich blute immer, wenn ich mich aufrege.«
»Es ist dein Pech.«
»Wir haben beide Pech gehabt.«
Die Schwestern schwiegen, denn jede wollte darüber nachdenken und gewisse Fakten sortieren. Es war in der letzten Zeit nicht gut gelaufen, das stimmte schon. Sie hatten drei Opfer bekommen, aber es war der falsche Weg gewesen. Die drei Verschwundenen hatten den großen Staub im Untergrund aufgewirbelt, denn auch wenn die Polizei offiziell nichts mehr tat, sie war noch am Ball.
»Sinclair«, sagte Agnetha.
Ihre Schwester nickte. Sie zupfte an einer gestickten Decke und schob sie über den Tisch. »Was ist mit ihm?«
»Er ist gefährlich.«
»Kann sein.«
»Es kann nicht nur sein, es ist eine Tatsache. Ich hab' es deutlich gespürt. Der ist gekommen, um uns eine Falle zu stellen oder um uns zu vernichten. Deshalb müssen wir ihm einfach zuvorkommen, wenn du verstehst. Wir müssen schneller sein.«
»Wie denn?«
Agnetha holte tief Luft. Sie öffnete dabei den Mund. In dem Oval waren plötzlich Schleimfäden zu sehen, die sich wie ein kleines Gitter zwischen die Lippen gelegt hatten. »Hast du das bei den ersten beiden auch gefragt? Sinclair muß diesen Weg gehen.«
Die Ältere nickte. »Schon. Nur werden wir es bei ihm nicht so leicht haben, denke ich.«
»Wie kommst du darauf?«
»Er ist gewarnt.«
Agnetha schloß den Mund. Kleine Schleimtropfen hingen noch an den Lippen, was sie nicht weiter störte. »Ich habe ihm keinen Grund gegeben, denn ich war nett und freundlich zu ihm. Das kannst du mir nun wirklich nicht anhängen.«
»Du meinst nicht, daß er Bescheid weiß?«
»Wie? Über uns?«
»Zum Beispiel.«
»Nein, Agatha, nein. Was sollte ein Mann wie er denn über uns Ghouls schon wissen?«
»Du hast mal anders gesprochen und ihn als sehr gefährlich eingestuft. Was soll ich also davon halten?«
»Er ist auch gefährlich.«
»Und weiter?«

Agnetha lächelte. »Er wird sich kaum vorstellen können, daß es Ghouls gibt.«
»Meinst du?«
»Davon bin ich überzeugt. Ich schätze ihn als einen Spezialisten ein. So etwas hat wohl jede Polizei, glaube ich. Aber wer weiß schon von uns? Wir sind doch nicht einmal bei unseren Dämonenbrüdern anerkannt. Dort verachtet man uns, aber wir werden es schaffen. Wir haben es bisher immer geschafft.«
Agatha überlegte. Sie saß in ihrem hochlehnigen Stuhl wie eine Schaufensterpuppe. Dann fragte sie mit leiser Stimme: »Glaubst du denn, daß er über uns Bescheid weiß? Es gibt bestimmt auch Menschen, die über Ghouls informiert sind.«
Agnetha wollte es nicht wahrhaben. Ihre Antwort klang schon patzig. »Wer denn?«
»Ich kann dir keine Namen nennen, doch ich glaube, daß dieser Mann dazugehört.«
»Um so schneller werden wir ihn erledigen müssen. Er lebt hier im Haus. Es ist für ihn eine Falle, denn hier haben wir ihn unter Kontrolle. Wir werden sehen können, wenn er das Haus verlassen will. Und wir werden es dazu nicht kommen lassen. Warst du nicht auch dafür, den Spion in der Wohnungstür einbauen zu lassen, durch den wir fast den gesamten Flur beobachten können? Wenn er kommt, halten wir ihn auf, so einfach ist das, Schwesterherz.«
Agatha nickte wenig überzeugend. »Ja, in der Theorie ist es einfach. Ich bin nicht davon überzeugt.«
»Warum nicht?«
»Du hast ihn mir geschildert. Und ich spüre, daß er uns auf der Spur ist. Sinclair ist allein wegen uns in dieses Haus eingezogen. Wir sind der Grund.«
»Da irrst du dich. Er hat versucht, das Verschwinden der Männer aufzuklären.«
»Klar, denn er will Erfolge haben. Dabei wird er zwangsläufig über uns stolpern.«
Agnetha öffnete eine Blechschachtel, holte eine dünne Zigarre hervor und rauchte. Sie dachte nach, schüttelte plötzlich den Kopf und legte die Zigarre in den Ascher.
»Hast du eine Lösung, Schwester?«
»Nein, Agnetha, die habe ich nicht. Aber mir ist etwas anderes eingefallen. Problem Nummer zwei.«
»Simon F. Young.«
»Richtig geraten.«
»Da gab es nicht viel zu raten. Was hast du vor? Was willst du tun, Agatha?«
»Wenn wir schon dabei sind, hier ein klares Schiff zu hinterlassen,

sollten wir uns auch um ihn kümmern. Das ist für mich die beste Möglichkeit, die große Chance.«

»Einer für dich, der andere für mich?« fragte die Jüngere lauernd.

»So ähnlich.«

Agnetha setzte sich der Schwester gegenüber. Sie schaute gegen eine Qualmwolke vor Agathas Gesicht, die allmählich zerflatterte. »Du hast doch einen Plan - oder?«

»Stimmt. Wir müssen versuchen, diesen Young hier in sein Haus zu locken. Alles andere wird sich ergeben.«

Agnetha sagte nichts. Sie schaute gegen die Decke. Ihre Hände bewegten sich unruhig, die Lippen zuckten. Allerdings sonderten sie diesmal kein Blut ab.

»Du sagst nichts.«

»Ich bin überrascht.«

Agatha mußte lachen. »Das kann ich mir denken. Aber es ist nicht schlecht, was ich mir ausgedacht habe. Simon F. Young ist geldgierig. Gleichzeitig auch neugierig. Die Polizei hat nichts herausgefunden. Ich bin sicher, daß er hier erscheinen wird, wenn wir ihm erklären, daß es Neuigkeiten gibt, die allein wir entdeckt haben. Oder siehst du das in diesem Fall anders?«

»Noch nicht.«

»Das wirst du auch nicht, denn der Plan ist; gut.« Agatha schielte bereits auf das schwarze Telefon.

»Ich möchte es gern machen, und zwar sofort. Er soll herkommen, mit uns reden, dann haben wir ihn. Vor zwei Frauen wird er sich wohl kaum fürchten, denke ich.«

»Das meine ich auch.«

»Also…?«

Agnetha stand auf. »Bitte«, sagte sie und holte das Telefon herbei. Sie stellte es vor ihrer Schwester auf den Tisch. »Nimm den Hörer ab, wähle seine Nummer und leite alles in die Wege.«

»Gern.«

Die Telefonnummer des Hauseigentümers kannten die beiden Schwestern auswendig. Als Agatha wählte, stand in ihren Augen ein kalter Glanz. Er zeugte davon, daß sie keine Gnade kennen würde.

Typen wie dieser Young durften nicht mehr leben. Gemeinsam würden sie ihn sich vornehmen, das stand schon jetzt fest.

Agnetha war nervös. Sie schaute nur zu, aber sie spürte wieder den Druck in ihren Lippen, die an gewissen Stellen abermals aufplatzten, so daß kleine Blutstropfen hervorquellen konnten. Agnetha wischte sie nicht weg. Auch dann nicht, als sie sich mit den dünnen Schleimfäden vermischten, die aus ihren Nasenlöchern sickerten. Es gehörte dazu, denn sie war beides, Mensch und Ghoul.

Für ihre Schwester war es nicht einfach, die Verbindung zu

bekommen. Simon F. Young schien ein vielbeschäftigter Mann zu sein. Sie brauchte zwar nicht noch einmal zu wählen, aber man verband sie hin und her, und Agatha mußte Druck durch Worte machen, bis es ihr endlich gelang, den Richtigen an der Strippe zu haben.

Agnetha sah, wie ihre Schwester aufatmete, und die Ältere sprach auch rasch weiter. Sie konnte ihre Stimme prächtig verstellen. Sie tat so, als wollten die beiden Schwestern aufgeben, als hätte alles keinen Sinn mehr, und sie bat den Hausbesitzer schließlich, selbst zu kommen, damit alles geregelt werden konnte.

Jetzt war es heraus, und nun kam es einzig und allein auf Youngs Antwort an.

Hatten sie ihn richtig eingeschätzt, oder würde er sie sitzenlassen? Agnetha bewegte unruhig ihre Hände. Auf ihrem Nacken hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Manchmal huschte die Zunge wie ein rosiges Dreieck aus ihrem Mund und zeichnete mit der Spitze die Lippen nach, wobei ein Schleimfilm zurückblieb.

»Wenn es geht, so schnell wie möglich«, sagte Agatha. Diese Antwort kam schon einer Zustimmung von der anderen Seite her gleich.

»Kommt er?«

Agatha warf ihrer Schwester einen strafenden Blick zu. Dann sprach sie. »Gut, Mr. Young, wir freuen uns, daß Sie so schnell reagiert haben. Und bringen Sie bitte die Verträge mit, damit wir hier alles regeln können.« Danach legte sie auf.

»Er kommt, nicht?« jubelte Agnetha.

»Ja.«

»Wann?«

»Eine Stunde wird es noch dauern, wenn nicht länger. Aber wir werden ihn noch an diesem Tag in unserer Wohnung begrüßen können.« Auch sie leckte sich die Lippen, drehte den Kopf und schielte auf den windschiefen Schrank.

Agnetha hatte verstanden. Sie stand auf, ging hin, öffnete die Tür, die sich nur widerwillig aufziehen ließ, und schob am erhöhten Boden des Schranks eine Klappe zur Seite, denn unter dem Holz befand sich ein kleines Versteck.

Aus ihm holte sie die beiden Eisenstangen hervor. Sie sahen aus wie überlange Meißel, die vorn zugespitzt waren. An den Stangen klebten noch Blutreste.

»Sie haben zu lange Ruhe gehabt«, flüsterte Agnetha.

»Stimmt.«

»Eine für Sinclair, die andere für Young.«

»So ist es richtig.«

Agnetha legte die Stangen auf den Tisch, blieb aber nicht in deren Nähe, sondern drehte sich um und verließ das Zimmer. Ihr Ziel war die Wohnungstür, das sagte sie ihrer Schwester auch, die

zurückgeblieben war.
»Was willst du denn?«
»In den Flur schauen.«
»Und?«
Agnetha gab keine Antwort. Sie hatte die Tür erreicht und drückte sich etwas in die Höhe, damit sie bequem durch den Spion schauen konnte. Die Optik war für sie ideal, denn sie überblickte fast den gesamten Flur von der Haustür bis hin zur Treppe.
Sie sah nichts, aber sie hörte Tritte. Das Haus hatte niemand betreten, die Geräusche drangen von der linken Seite her an ihre Ohren. Und dort lag die Treppe.
Da kam jemand.
Ein Mann!
Agnethas Körper verzog sich, als sie den Mann erkannt hatte. Es war ausgerechnet Sinclair, der seine Wohnung verlassen hatte, und das wiederum ärgerte sie. Wenn er jetzt noch aus dem Haus ging, konnte er damit ihren gesamten Plan gefährden.
Was tun?
Sinclair hatte das Ende der Treppe erreicht. Jetzt brauchte er nur geradeaus weiter zu gehen, um die Tür zu erreichen, das aber tat er nicht. Er blieb etwa einen Schritt vor der ersten Stufe stehen, überlegte, schaute sich um und hatte schließlich einen Entschluß gefaßt.
Sinclair ging in die entgegengesetzte Richtung.
Er wollte in den Keller…
Himmel, in den Keller! Das war die Chance. Da ging er ja freiwillig in die Falle.
Agnetha spürte die Aufregung. Etwas drückte in ihr Gesicht und nahm ihm die Blässe. Es drückte auch gegen die Lippen, aus deren Öffnung wieder Blut strömte.
Sie drehte sich um.
Sie ging zurück.
Ihre Schwester erwartete sie. »Und?« fragte Agatha.
Agnetha kicherte, bevor sie die Antwort flüsterte. »Sinclair ist schon so gut wie tot…«

***

Ich war nicht zum erstenmal die Treppe hinabgestiegen, um das Erdgeschoß zu erreichen, doch auch jetzt kam mir alles so fremd vor. An dieses Haus würde ich mich nicht gewöhnen können und wenn ich hier zehn oder mehr Jahre lebte.
Es war einfach anders.
Es paßte nicht in meinen Kram, und es war mir - das gab ich gerne zu - auch zu ruhig.

Hier wohnten verschiedene Mieter mit verschiedenen Temperamenten, aber sie hielten sich alle zurück. Es war niemand zu hören. Keine laute Stimme, kein Lachen, nicht einmal Musik. Sie alle schienen eingeschlafen zu sein.

Sehr seltsam.

Mir kam es vor, als hätte sich eine Drohung über dieses Haus gelegt, die noch abwartete, um irgendwann, in naher oder weniger naher Zeit, zuschlagen zu können.

Ich erreichte das Erdgeschoß. Die letzten Stufen schritt ich noch langsamer hinab. Es gab äußerlich keinen Grund dafür, da hatte mich mein Inneres gewarnt, doch ich hatte einfach das Gefühl, alswäre jemand dabei, mich zu beobachten.

Eine Warnung…?

Vor der letzten Stufe blieb ich stehen. Das Haus war tot, und es lebte trotzdem. Die Düsternis im Treppenflur gefiel mir nicht. Die Wände bestanden aus starr gewordenen Schatten, über die sich wieder hellere Schatten hinwegzogen, als wollten sie mir klarmachen, daß alles nicht so schlimm war.

Ich schaute hoch zur Decke.

Sie lag schwach und irgendwie schummrig über mir. Ein Himmel ohne eine Spur von Glanz.

In diesem Haus regierte die Angst. Sie hatten ihren Platz zwischen den Mauern und Wänden gefunden und auch die hier lebenden Menschen erreicht, denn sonst wäre es nicht so still gewesen.

Sie warteten auf etwas.

Ich aber nicht, denn ich wollte mir noch immer den Keller genauer anschauen.

Meine Gedanken drehten sich wieder um die beiden Schwestern. Als normal aussehende Menschen konnten sie gut und gern in einer normalen Wohnung leben, ohne bei den anderen aufzufallen. Was aber war mit ihnen, wenn sie sich in die schleimigen Monstren verwandelten, wie sie für Ghouls so typisch sind?

Dann konnten sie nicht mehr in der Wohnung bleiben, ohne nicht in Gefahr zu laufen, überrascht zu werden. Da mußten sie sich schon etwas einfallen lassen. Sich ein Versteck suchen, und dieser Keller, davon ging ich aus, bot sich an.

Ich machte mich auf den Weg.

Das Gefühl blieb. Es kribbelte in meinem Nacken. Wurde ich beobachtet? Es war niemand zu sehen gewesen, ich hatte auch nichts gehört und traute mich auch nicht, über die Schulter zu schauen, da ich mich nicht lächerlich machen wollte.

Dann sah ich die Kellertür wie einen Schatten in der Wand. Sie schien mir eine Warnung entgegenzusenden, doch von diesen nicht bestätigten Dingen hatte ich mich noch nie aufhalten lassen.

Ich öffnete sie.
Leider nicht lautlos, aber das Geräusch verlor sich in der Weite des Treppenflurs hinter mir.
Ich schaute in den dunklen Schacht.
Er war nicht pechschwarz, mehr von einer tiefen Gräue erfüllt, die an und zwischen den Wänden zu kleben schien. Die Stufen erkannte ich nur schwach. Um nicht Gefahr zu laufen, die Treppe hinunterzufallen, mußte ich sie ausleuchten.
Den Strahl filterte ich durch die davorgelegte Hand. Seine Kraft reichte gerade noch aus, um als bleicher Schleier dem Verlauf der Stufen zu folgen.
Sie bestanden aus grauen Steinen und waren ziemlich hoch. Ein rostiges Eisengeländer begleitete sie an der rechten Wandseite schräg in die Tiefe.
Ich machte mich auf den Weg.
Schritt für Schritt überwand ich die Hindernisse. Ich stieg in den Keller wie in eine feuchte Gruft, die mit nassen, sehr dünnen Lappen ausgestattet war.
Eine widerliche Luft. Sie war kaum zu atmen, sie schmeckte nach alten Steinen, nach Staub und war mehr als klamm. Einige Male mußte ich mich schütteln.
Dann ging ich weiter.
Die Luft blieb so schlecht. Es gab nirgendwo ein Loch oder einen Abzug, wo sie ausgetauscht werden konnte. Der Gang war sehr breit geworden. Ich entdeckte Verschläge, hinter denen die schmalen Kellerräume der Mieter lagen.
In einige leuchtete ich hinein. Viele von ihnen waren leer. Ansonsten hatte sich dahinter nur Gerümpel angesammelt, das nicht einmal für den Sperrmüll gereicht hätte.
Bisher hatte ich nicht einmal die Hälfte des Kellers untersucht. Meine Lampe gab ein kaltes Licht ab. Hin und wieder blitzte es in dem Lichtkegel auf, immer wenn das Licht gegen die dünnen Spinnwebennetze fuhr und die Fäden aussahen, als wären sie aus blankem Silber gesponnen. Die Wände waren nicht beigeputzt worden. Das nackte, unregelmäßige Gestein lag frei.
Auch unter meinen Füßen knirschte der Dreck. Ich zerdrückte ihn mit den Sohlen, und ich ließ dabei den Lampenstrahl immer schräg über den Boden wandern.
Gab es ein Versteck?
Ich ließ den breiten Keller hinter mir zurück und erkundete weiterhin unbekanntes Gelände.
Es blieb hier nicht bei dem einen Gang. Andere Quergänge zweigten ab wie Tunnels, in die ich hineinleuchtete.
Auch dort gab es noch Kellerräume. Da die Türen fehlen, konnte man

sehen, daß sie leer waren.

Trotzdem hatte sich etwas verändert. Nicht äußerlich, es lag vielmehr am Geruch, der durch meine Nase wehte. Ein Gestank, der mir überhaupt nicht gefiel. Die Feuchtigkeit war zwar geblieben, aber ein anderer Duft hatte sie überlagert.

Der Duft des Todes…

Ghoulgestank…

Ich schluckte und hielt dann den Atem an. Instinktiv wußte ich, daß ich mich einem Zentrum genähert hatte. Irgendwann in der nächsten Zeit würde mir eine Lösung präsentiert werden.

Nur wußte ich nicht, wie oder wo es geschehen würde. Aber das bekam ich noch heraus.

Ich konzentrierte mich auf den schwachen Leichengeruch. Dabei dachte ich an die Knochen, die von den beiden Kindern im Hof gefunden worden waren.

Hatten die Mörder alles dorthin geschafft, oder lagen hier noch Reste der Leichen?

Dem Geruch nach zu urteilen, mußte es hier Reste geben. Innerlich machte ich mich auf eine schreckliche Entdeckung gefaßt.

Es war eine Täuschung.

Sosehr ich auch suchte und leuchtete, ich bekam keinen Leichenrest zu Gesicht.

Aber er war hier.

In jede Nische leuchtete ich hinein. Graues, schmutziges Mauerwerk, altes Gestein, verklebt wirkend, als wäre auf ihm alter Speichel zu einer Masse zusammengetrocknet.

Der Gestank blieb.

Ich suchte in einer anderen Richtung weiter. Noch tiefer wagte ich mich in den Keller. Sogar die Höhe der Decke veränderte sich. Das merkte ich, als meine Haare über das Gestein hinwegstreiften.

Jetzt müßte ich den Kopf einziehen.

Ich trat mit dem rechten Fuß gegen etwas Weiches. Zuerst zuckte ich zurück, dann leuchtete ich nach.

Es waren Kleidungsstücke. Nur alte Lumpen. Nichts, was den Verschwundenen gehört hätte.

Weshalb lagen sie hier?

Es gibt Tage, wo ich besonders mißtrauisch bin, und so ein Tag war dieser Tag.

Daß die Lumpen hier lagen, mußte einen Sinn haben. Sie waren so schmutzig, daß ich mich nicht traute, sie mit den Händen anzufassen und in die Höhe zu heben. Aus diesem Grunde schob ich sie mit dem Fuß ein Stück zur Seite.

Obwohl sich der Stoff noch unter meiner Sohle befand, spürte ich bereits die Unebenheit des Bodens. Etwas hatte sich nach oben

gedrückt, es hatte eine runde Form.

Ich tippte auf einen Gully. Sekunden später hatte ich den Be weis, denn da lag der Gully frei vor mir.

Eigentlich hätte das Eisen im Licht meiner Lampe schimmern müssen. Das aber war nicht der Fall, es glänzte gar nichts. Ich sah mich gezwungen, in eine gebückte Haltung zu gehen, um den Gullydeckel genauer zu untersuchen.

Es war kein normaler Gullydeckel!

Der hier war nachgemacht. Als ich mit der Hand hineinfaßte, spürte ich keinen harten Widerstand, obwohl sich der Deckel vom Aussehen her nicht von den normalen auf der Straße unterschied. Ich klemmte meine Finger in eine der zahlreichen Lücken und brauchte nicht einmal viel Kraft aufzuwenden, um den Deckel anheben zu können.

Vor mir lag das leere Loch! Ich schaute hinein.

Nichts als Schwärze.

Dann leuchtete ich in die Tiefe und sah die Steigeisen an der rechten Schachtwand. Mir wehte zudem ein Geruch entgegen, den ich nur als widerlich einstufen konnte. Der Schacht war nicht so tief, als daß sich das Licht verloren hätte, der Kegel erwischte einen Grund und malte sich dort als heller Kreis ab.

Doch in diesem hellen Kreis schimmerte etwas, da noch heller war, zwar nicht leuchtete, sich dennoch deutlich abhob.

Es waren bleiche Knochen!

Ich schluckte und würgte zugleich, denn dort unten hatte ich eine Opferstätte der Ghouls gefunden.

Wahrscheinlich hatten sie sich dort mit ihrer Beute zurückgezogen, um das zu tun, an das ich nicht einmal zu denken wagte.

Sollte ich hinabsteigen, mich dort umsehen oder lieber zurückgehen und den beiden Schwestern einige Fragen stellen, bevor ich härter mit ihnen umsprang?

Ich ließ mir mit der Entscheidung Zeit. Sah auch, daß sich da unten etwas bewegte, das von dem Licht wohl angelockt worden war. Es waren keine Ghouls, sondern fette, graubraune, feuchte Tiere auf vier Beinen - Ratten.

Sie würden kaum eine Beute bekommen, denn die Ghouls hatten ihnen nichts übriggelassen.

In Gullys war ich schon oft genug hinabgestiegen. Darauf konnte ich verzichten. Ich richtete mich wieder auf und war bereit, mich auf den Rückweg zu machen.

Auf meiner Besucherliste standen jetzt die beiden Schwestern Sarrazin. Einige Schritte kam ich weit, dann blieb ich stehen.

Ich hatte etwas gerochen.

Eine Wolke aus Pestilenz schwebte mir unsichtbar entgegen. Zugleich durchmischt von einem widerlichen süßen Parfümgeruch.

Für mich stand fest, daß ich Besuch bekam.
Ich löschte das Licht.
Jetzt konnte der Ghoul kommen…

***

»Er ist also schon so gut wie tot«, wiederholte Agatha die Worte ihrer Schwester.
»Für mich ja.«
»Was macht dich so sicher?«
Die Frau mit dem porzellanartigen Gesicht strich über ihre Wangen, die lange nicht mehr so hart waren wie sonst und sich verändert hatten. Sie waren weicher geworden, und als Agnetha die Hände wieder fallen ließ, sah ihr Gesicht aus, als hätte sie darin eine weiche Creme verteilt.
Agnetha befand sich bereits in der Auflösung. Noch war sie mehr Mensch, doch das Ghoulhafte ließ sich nicht stoppen. Es drang immer mehr durch. Die Gier nach einem Opfer war einfach zu groß geworden, was auch Agatha erkannte. Sie gab zu, daß es ihr nicht gefiel, und sie fuhr ihre Schwester an: »Reiß dich zusammen…«
»Ich will ja…«
»Aber?«
»Es geht nicht mehr. Der Druck ist zu stark geworden. Ich… ich muß es einfach tun.«
»Was?«
»Töten!«
Agatha schwieg. Der Plan ihrer Schwester gefiel ihr nicht, denn sie hatte sich ausgerechnet, daß sie Simon F. Young zu zweit erwarteten, um ihn fertigzumachen. Nur so konnten sie absolut sicher sein, daß nichts schiefging.
Agnetha war unruhig geworden. Ihre Lippen bluteten jetzt stärker. Jede kleine Perle, die hervorquoll, vermischte sich mit dem Schleim und rann an ihrem Kinn als eine blaßrote Spur nach unten.
Die Frau sah aus, als wäre sie von einem kleinen Kind geschminkt worden, das seine Malkünste hatte ausprobieren wollen.
Sie leckte die Mischung aus Schleim und Blut auch nicht weg, sondern trat an den Tisch und umklammerte mit einer Hand die Eisenstange. Es gab ein klatschendes Geräusch, als die Pranke auf die Stange fiel, denn in der Handfläche begann die Verwandlung ebenfalls. Es würde nicht lange dauern, dann hatte sie den ganzen Körper erreicht, so daß Agnetha dann als Schleimklumpen ihren Weg fortsetzen würde.
»Was ist denn?«
Agnetha bewegte ihren Mund. Er hatte sich vergrößert und sah aus, als bestünde er aus Gummi.

»Ich… ich… kann nicht mehr hier bei dir bleiben, das geht nicht. Ich muß weg.«

»Sinclair?«

»Ja, nur er. Der Keller… er… er…«, sie fing an zu schmatzen und zu schlürfen. »Er ist in den Keller gegangen und hält sich dort versteckt. Er ist ein Schnüffler, er ist gefährlich. Er läßt sich von nichts abbringen. Er wird den Keller durchsuchen. Er wird auf unser Versteck stoßen, Schwester…« Sie konnte nicht mehr reden, ihr Mund hatte sich mit Schleim gefüllt. Sie schluckte ihn runter.

Agatha nickte. »Vielleicht hast du recht.«

»Nicht nur vielleicht.«

»Du willst also in den Keller!«

»Ja!« röhrte sie.

»So wie du bist?«

Agnetha nickte. Sie schaute in den Spiegel, doch sie wußte auch so, wie sie aussah. Der Schleim lag auch auf ihrer Körperhaut und ließ sich von einem Kleid nicht aufhalten. Er fand immer wieder freie Flächen und Lücken, durch die er kriechen konnte, um in Fäden oder Bahnen außen am Stoff herab nach unten zu rinnen. Wurde er verteilt, blieb er wie eine glibberige Masse liegen. Zudem strömte er einen atemberaubenden Gestank aus.

»Du wirst doch mit Young allein fertig?«

»Das hoffe ich!«

Agnetha schüttelte sich. Einige Tropfen durchschwirrten das Zimmer, bevor sie irgendwo gegen klatschten. Sie fiel vor ihrer Schwester beinahe auf die Knie. »Laß mich gehen, Agatha - bitte! Ich muß gehen. Ich kann es nicht aushalten.«

Agatha stöhnte auf. Sie kannte ihre jüngere Schwester, die für ihren Geschmack fiel zu ungestüm war. Sie konnte sich nicht richtig kontrollieren, wollte alles sofort, doch Agatha wußte auch, daß sie Agnetha nicht so ohne weiteres aufhalten konnte. Sie geriet dann leicht in die Gefahr, völlig durchzudrehen.

Sie nickte.

»Dann kann ich gehen?«

»Ja, und schlag ihn tot.«

Agnetha Sarrazins Augen leuchteten auf. »Ja, darauf kannst du dich verlassen. Ich werde ihn überraschen. Ich werde ihn totschlagen. Ich werde auf ihn einprügeln und werfe seine Leiche in den Schacht.«

»Was machst du dann?«

»Ich kehre wieder zu dir zurück. Ich will ihn nicht allein. Nein, auch du sollst etwas davon haben.«

Agatha lächelte. »Ich hoffe, daß ich es bis dahin auch geschafft habe. Simon Young wird hier erscheinen, da bin ich mir ganz sicher. Es gibt keinen anderen Ausweg.«

»Wie du meinst.« Agnetha zog sich zurück. Weder durch Worte noch durch Taten hellt die ältere Schwester sie auf. Als die. Tür mit einem schnappenden Geräusch hinter ihr ins Schloß fiel, atmete Agatha auf. Dieser Sinclair war bei Agnetha gut aufgehoben. So konnte sie sich um Simon F. Young kümmern.

Er war ja so smart und siegessicher. Er kam, sah und gewann. So war es bisher gewesen.

Aber das sollte sich ändern.

Auch Agatha Sarrazin spürte bereits den Drang in sich. Als sie auf ihre Handflächen schaute, entdeckte sie den dünnen Schweißfilm. Er fühlte sich an, als hätte sie sich die Hände mit einer Seife beschmiert und vergessen, sie abzuwischen.

Eine Stange hatte ihr Agnetha gelassen.

Agatha Sarrazin stand auf, nahm die Stange an sich und legte sie dort auf den Sessel, wo sich Sitzfläche und Rückenteil trafen. Dann nahm sie wieder Platz und wartete…

***

Als Simon F. Young den Telefonhörer wieder hinlegte, hatte er Mühe, einen Schrei des Triumphes zu unterdrücken. Endlich war das Eis gebrochen. Die beiden alten Weiber hatten Bereitschaft erkennen lassen und wollten verkaufen. Das war super, das war einmalig, damit war auch das Eis gebrochen.

Wenn sie einmal anfingen, würden andere folgen. Er schätzte, daß es nicht einmal eine Woche dauern würde, bis alle Mieter ausgezogen waren. Gelassen und gleichzeitig auch freudig streifte er sein Jackett über. An die verschwundenen Entmieter dachte er nicht mehr. Dieser Job barg eben ein gewisses Berufsrisiko. Jetzt paßte es ihm auch nicht, daß er die Bullen alarmiert hatte. Besonders Sinclair würde auch weiterhin schnüffeln, und dann kam er ihm möglicherweise in die Quere, was ihm gar nicht gefiel.

Ausschalten konnte er ihn nicht. Auch nicht abberufen. Jedenfalls mußte er sich beeilen. Möglicherweise hatte er Glück, dann lief er Sinclair nicht in die Arme.

Hinfahren, den Vertrag unterschreiben, damit ein Zeichen für die anderen setzen.

Das war wichtig.

Aber allein fahren?

Young war zwar ein brutaler Geschäftsmann, wenn es darum ging, Vorteile für sich herauszuholen, aber selbst Gewalt anwenden oder sich zu verteidigen, das lag nicht auf seiner Linie. Er ging stets auf Nummer Sicher, hatte deshalb jemand engagiert, der durchaus als Leibwächter angesehen werden konnte, denn dieser Mann war ein ehemaliger IRA-Kämpfer, mit allen Wassern gewaschen und so

trickreich wie brutal.

Er hieß Cullogh!

Cullogh arbeitete ausschließlich für Young. Er stand immer bereit. Tag und Nacht.

Young rief ihn an. Zwei Räume weiter hockte Cullogh in Warteposition. Er bekam den Auftrag, den Wagen vorzufahren.

»Wann?«

»Sofort!«

»Wird erledigt!«

Simon F. Young ging noch nicht. Er mußte einige Unterlagen zusammensuchen, die sich in verschiedenen Schreibtischschubladen verbargen. Verträge, Abtretungserklärungen und so weiter. Unvorbereitet wollte er nicht erscheinen.

Es paßte in die aus weichem Ziegenleder gefertigte Mappe. Er strich noch einmal durch seine Haare, bevor er das mit hellen Möbeln eingerichtete Büro verließ. Seiner Sekretärin sagte er nicht, wo er hinfuhr. Sie brauchte an diesem Tag auch nicht auf ihn zu warten.

Mit dem Lift fuhr er nach unten.

Auf seinen Lippen lag ein Lächeln, er freute sich über den günstigen Verlauf. Wenn ihm das Haus frei zur Verfügung stand, würde er einen kleinen Palast daraus machen und irre verdienen.

Der Wagen stand auf dem Hof.

Und neben dem Rolls hielt sich Cullogh auf. Er hatte die Tür bereits geöffnet und wartete auf seinen Chef.

Cullogh war ein blaßgesichtiger Mann mit roten Haaren, die er zu einer Bürste geschnitten hatte. Er hatte eine Knotennase und einen schmalen kleinen Mund.

»Wohin, Sir?« fragte er, als Young eingestiegen war.

»Zu unserem Haus.«

»Okay.«

Cullogh wußte Bescheid. Er gehörte zu denen, die viel hörten, aber auch schweigen konnten.

Der Motor war kaum zu hören, als sich der schwere Wagen in Bewegung setzte. Nur das Rollen der Reifen erzeugte ein Geräusch, das sich etwas mehr verstärkte, als der Rolls durch die Einfahrt rollte und sich wenig später in den fließenden Verkehr einreihte, der nahe des Piccadilly niemals aufhörte.

Natürlich paßte ein derartiges Fahrzeug nicht in die Gegend, in die sie fuhren. Daran störte sich Young nicht. Die Leute sollen ruhig sehen können, mit wem sie es zu tun hatten.

Er saß im Fond, Die Trennscheibe hatte er nicht hochfahren lassen. Um sich jetzt schon einzustimmen, trank er einen Schluck Champagner. Die Flasche entnahm er einer Kühlbox.

Er hatte Lust auf ein Gespräch. »Hör zu, Cullogh, es ist alles

wunderbar gelaufen.«
»Freut mich, Sir. Wollen die Mieter raus?«
»Ja, die beiden alten Schnepfen im Parterre machen den Anfang.«
»Gratuliere.«
»In vier Wochen stehen da schon die Abreißmaschinen. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Sie erreichen immer, was Sie wollen, Sir.«
»Bis jetzt ja.« Er trank sich selbst zu. »Ich hoffe, daß es auch so bleiben wird.«
»Haben sich die beiden bei Ihnen gemeldet, Sir?«
»So ist es. Vor nicht einmal einer Stunde rief diese Agatha Sarrazin an und erklärte mir, daß sie und ihre Schwester die Wohnung verlassen wollen. Besser konnte es nicht laufen.«
Cullogh gehörte zu den mißtrauischen Menschen. Dieses Gefühl hatte er auch in seinem neuen Job nicht abgelegt.. »Ich möchte nicht neugierig sein, Sir, aber wie ist es zu diesem plötzlichen Sinneswandel überhaupt gekommen?«
»Da bin ich überfragt. Kann sein, daß sie nachgedacht haben. Außerdem werden die Bullen sie über das Verschwinden der drei Männer aufgeklärt haben. Da kriegten sie es mit der Angst zu tun.«
»Aber die Bullen forschen weiter, nicht?«
»Nur einer, Cullogh, nur einer. Aber den werde ich wieder zurückpfeifen.«
»Das hoffe ich.«
Die Antwort gefiel Young nicht. »Wieso? Denkst du etwa anders darüber?«
Die Antwort bekam er, als sie vor einer roten Ampel halten mußten. »Ja, in etwa schon. Sinclair ist bekannt wie ein bunter Hund. Der schafft es, was er sich vorgenommen hat. Man hört so einiges von ihm. Er soll zu den Besten gehören.«
»Wenn er Dämonen jagt.«
»Nicht nur.«
»Hör auf, Cullogh. Wir ziehen das durch und damit fertig. Ich lasse mich nicht einschüchtern. Auch nicht von einem Bullen, der profilierungssüchtig ist.«
»Das wird Sinclair nicht sein. Er muß die drei Verschwundenen finden. Das ist sein Problem. Es könnte auch zu unserem werden. Mein Ratschlag, Sir, seien Sie trotzdem vorsichtig.«
Young trank sein Glas leer. »Keine Sorge, das werde ich. Bisher hat alles geklappt, was ich in die Hand nahm.«
»Gut.«
Die Gegend war jenseits der Themse eine andere geworden. Industrieanlagen herrschten vor. Aber auch Straßen mit alten, grauen Häuserzeilen und wenig Grün.

Hier konnte noch viel verändert werden. Young hatte sich da einiges vorgenommen. Drei andere Häuser standen bereits auf seiner Liste. Mit dem Gewinn, den er bei der Renovierung des anderen machte, konnte er sie kaufen. Eine Option für ihn lag bereits vor.

Der Wagen rollte in die graue Straße hinein, wo das Ziel lag. Obwohl der Himmel kaum Wolken zeigte, war es hier düster. Sehr langsam kroch der schwere Rolls über den Belag.

»Soll ich vor dem Haus stoppen, Sir?«

»Ja, tu das!«

Es gab genug Parkraum. Sie hielten hinter einem Rover, und Cullogh kam auf das Fahrzeug zu sprechen. »Das ist ein Bullenwagen. So etwas rieche ich.«

»Stimmt. Vergiß nicht, daß Sinclair in dieser Bude wohnt.«

Cullogh dachte daran, daß er schon schlechter logiert hatte, enthielt sich allerdings einer Bemerkung und fragte statt dessen: »Soll ich hier warten, Sir?«

»Ja, im Wagen.«

»Gibt es sonst etwas Besonderes?«

»Halte nur deine Augen offen.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Simon F. Young verließ den Rolls, drückte die Tür hinter sich zu, blieb stehen, schaute sich um und schüttelte sich, als er die Gegend so richtig in sich aufnahm Sie widerte ihn an.

Sie war grau, sie war häßlich, es roch nach körperlicher Arbeit, aber nicht nach Profit. Alles Dinge, die er von Grund auf haßte. Das würde er ändern.

Simon F. Young schritt auf die Haustür zu und sah dabei aus wie jemand, der sich davor ekelte. Er hatte die Mundwinkel verzogen, sein Blick zeigte Verachtung, als er an der Fassade in die Höhe schaute und dabei die schmutzigen Fenster ebenso sah wie die graue Außenhaut. Auf den vorstehenden Gauben hatten es sich einige Vögel bequem gemacht. Sie waren wohl die einzigen, die das Haus noch mochten.

Die Tür drückte er auf.

Für einen Moment blieb er stehen, weil er sich vor der Düsternis des Flurs erschreckt hatte. Da war nichts Helles oder Freundliches. Der Flur kam ihm vor wie ein schmutziger Mantel, der sich um seine Kleidung drehen wollte.

Einige zögernde Schritte ging er nach vorn. Schon jetzt fiel ihm der Geruch auf.

Was ihm da entgegenwehte, war einfach unbeschreiblich und auch widerlich. Er konnte sich nicht vorstellen, aus was sich der Geruch zusammensetzte. Da war einiges dabei, das nicht so leicht identifiziert werden konnte.

Es stank nach alten Tüchern, nach brackigem Wasser, nach Schimmel

- aber auch noch nach etwas anderem, das den eigentlichen Geruch schon überlagerte.

Verfaulte hier etwas?

Altes Fleisch, das auch von einem Kadaver hätte stammen können, der irgendwo in der Ecke seinen Platz gefunden hatte und um den sich niemand kümmerte.

In dieser verdammten Bude war eben alles möglich.

Er schüttelte sich, als er weiterging. Es wurde Zeit, daß man den Bau hier abriß.

Simon F. Young wußte, wo die beiden Sarrazins lebten. Er mußte sich nach links wenden und hörte, wie die Sohlen über den Boden schleiften. Geputzt wurde hier so gut wie nie.

Die Wände stanken ebenso wie der Fußboden. Selbst von der Decke und der Treppe strömten die Gerüche auf ihn nieder.

Dann stand er vor der Tür. Er klopfte.

Das würde er nie wieder so tun, dachte er und ärgerte sich gleichzeitig, daß ihn keine Stimme zum Eintreten bat.

Youngs zeigte sich auch hier als Mann schneller Entschlüsse. Er drückte die wacklige Klinke nach unten, stieß die Tür auf und stand schon nach dem nächsten Schritt in der Wohnung.

»Kommen Sie nur, Mr. Young«, hörte er Agatha Sarrazins Stimme. »Ich habe schon auf Sie gewartet.«

»Wie schön«, murmelte der Spekulant und schloß die Tür…

***

Auch im Leben eines Polizisten gibt es glückliche Momente. Daran mußte Suko denken, als sich die glänzende Schnauze eines Rolls aus der Einfahrt hervorschob und Suko trotz der abgedunkelten Scheiben erkennen konnte, daß nicht nur der Fahrer im Wagen saß, sondern auch sein Chef, Simon F. Young.

Auf seinen BMW hatte Suko verzichtet und sichèinen Dienstwagen geben lassen. Er stand zwar im Parkverbot, aber sehr günstig, so daß sich Suko an das Heck des Rolls hängen konnte, um mit der Verfolgung zu beginnen. Ob es richtig war, was er hier tat, wußte er nicht. Immer noch besser, als im Büro zu hocken, obwohl eine Verfolgung durch das verkehrsreiche London auch nicht erstrebenswert sein konnte.

Wo wollte Young hin?

Suko ahnte es, als sie Lambeth Bridge überquert hatten und in den südlichen Bereich der Stadt gerieten, wobei sie die graue Industrie- und Wohngegend nicht verließen.

Es ging um das Objekt.

Das wiederum wunderte den Inspektor. Typen wie Simon F. Young handelten zwar damit, aber sie hüteten sich davor, es mehr als einmal

und nur zur Besichtigung zu besuchen. Daß er trotzdem hinwollte, mußte einen schwerwiegenden Grund haben.

Tat sich dort etwas?

Wenn ja, was hatte sich abgespielt?

Suko konnte nicht einmal raten. Er wollte jedenfalls alles auf sich zukommen lassen.

In der Industriegegend war es für ihn nicht einfach, unentdeckt zu bleiben. Er hielt den nötigen Abstand ein und hoffte darauf, daß ihn der Fahrer des Rolls nicht bemerkt hatte.

Suko glaubte auch nicht, daß Young John Sinclair einen Besuch abstatten wollte, der mußte einfach ganz andere Pläne haben.

Lange dauerte es nicht mehr, bis sie die Straße erreicht hatten, in der das bewußte Haus stand.

Der Rolls stoppte hinter einem Rover, der Suko verdammt bekannt vorkam.

John fuhr ihn.

Er passierte beide Fahrzeuge. Im Rückspiegel sah er, wie Young den Wagen verließ.

Suko fuhr noch weiter. Er stoppte am Ende der Straße, wo ein kleines Haus auf einem viel zu großen Grundstück stand, dessen freie Fläche als Parkplatz diente.

Auch Suko stellte seinen Rover dort ab. Einige Augenpaare beobachteten ihn. Wahrscheinlich dachten die in der Nähe herumlungernden Typen daran, was sie alles gebrauchen konnten, und Suko erklärte ihnen, daß es für sie ärgerlich werden würde, wenn er etwas vermißte. Hier verschaffte ihm sein Polizeiausweis etwas Respekt.

Dann ging er zurück.

Es war ein Weg der Trauer.

Kein Haus war mehr so in Ordnung, daß die Wohnungen mit gutem Gewissen hätten vermietet werden können. Wer hier lebte, der hatte sich damit abgefunden. Jedes Haus war ein Spekulationsobjekt und würde noch weiter verkommen, bis die entsprechenden Käufer sich entschlossen, es abzureißen, um neu zu bauen.

In den letzten Jahren war das in London oft geschehen. Besonders in den benachteiligten Stadtteilen hatte die Bau-Mafia zugeschlagen, Wohn- und Geschäftspaläste dahingesetzt und sich sehr oft verspekuliert, denn man bekam die Wohnungen nicht vermietet. Sie waren einfach zu teuer geworden.

Dennoch versuchten es Typen wie dieser Simon F. Young immer wieder. Und dies mit einer schon erschreckenden Intensität.

Suko sah den Rolls am Straßenrand stehen. Der Wagen wirkte hier mehr als deplaziert. Daß sich noch niemand um ihn gekümmert hatte, mochte daran liegen, daß der Fahrer noch hinter dem Lenkrad saß.

Einige Typen hatten sich bereits zusammengerottet und beobachteten das Fahrzeug aus sicherer Distanz. Wenn sie mehr waren und sich stark genug fühlten, würden- sie vielleicht angreifen. In dieser Umwelt waren die sozialen Spannungen gewaltig. Da schaukelten sie sich jeden Tag mehr und mehr hoch. Hier einen Rolls abzustellen, kam schon einer Provokation gleich.

Das Haus rückte näher.

Aber auch die fünf Männer, die sich versammelt hatten, gingen auf das Ziel zu.

Nur schauten sie gegen den Wagen.

Suko kannte den Fahrer nicht. Er wußte auch nicht, ob er dem Mann bekannt war und ob dieser ihn wohl daran hindern würde, das Haus zu betreten. Einen normalen Grund gab es dafür nicht, aber Suko hatte den Eindruck, als hätte sich die Spannung verdichtet.

Er blieb vor der Haustür stehen.

Sie lag links von ihm. Rechts stand der Wagen. Dort befand sich auch die Fahrerseite, und der Mann hatte den Kopf gedreht, so daß er Suko anschauen konnte.

Auf die inzwischen sechs Männer nahm er keine Rücksicht. Sie waren auch stehengeblieben und sahen, ebenso wie Suko, daß sich die Fahrertür langsam öffnete und ein kräftiger Mann mit sehr kurzen, roten Haaren den Rolls verließ.

Er schaute Suko an.

»Kennen wir uns?« fragte der Inspektor.

Cullogh grinste und stellte sich vor.

»Damit kann ich nichts anfangen.«

»Glaube ich schon, Inspektor.«

»Ach, dann bin ich Ihnen bekannt.«

»Ja. Ich weiß, daß Sie und Sinclair zusammenarbeiten. Sie sind gewissermaßen ein Team.«

»Gut getroffen. Dann werden Sie wohl ahnen, wem ich einen Besuch abstatte.«

Cullogh nickte. Er trug eine katzengraue Lederjacke, die nicht geschlossen war. Ob er bewaffnet war, konnte Suko nicht erkennen. »Das ist klar, Inspektor. Nur werden Sie sich den Besuch sparen können. Es hat sich erledigt.«

Suko begriff nicht. »Was, bitte, soll sich erledigt haben?«

»Der Fall«, flüsterte Cullogh.

Suko lachte ihn an. »Dann sind die drei Verschwundenen wieder aufgetaucht?«

»Das nicht.«

»Aber?«

»Das Haus wird bald leer sein. Mein Chef ist dabei, die ersten Verträge zu unterschreiben. Die Schwestern Sarrazin haben sich bereit

erklärt, auszuziehen.«

Da war Suko baff. Ausgerechnet die beiden Schwestern? Das wollte ihm nicht in den Kopf. Laut John Sinclair gehörten sie schließlich zu den Hauptverdächtigen, und er konnte sich nicht vorstellen, daß sie dermaßen schnell aufgaben.

»Das war's dann.«

»Für Sie, Cullogh, nicht für die Polizei. Wir würden gern wissen, was mit den Verschwundenen geschehen ist. Ob sie noch leben oder ob man sie getötet hat.«

»Das interessiert uns nicht.«

»Kann ich mir denken.«

»Mein Chef wird bald wieder das Haus verlassen. Dann können Sie ihn selbst fragen.«

Suko lächelte. »Vielleicht möchte ich das jetzt schon. Mich würde auch die Meinung der Schwestern interessieren. Ich wundere mich über ihren Sinneswandel und kann ihn mir eigentlich nicht vorstellen. Das ist ja praktisch von einer Stunde auf die andere geschehen. Wie war so etwas denn möglich?«

»Fragen Sie meinen Boß.«

Suko drehte sich um. »Danke für den Tip.« Er wollte ins Haus gehen, als er das scharfe Lachen hörte.

Er drehte sich wieder um.

Die sechs jungen Männer hatten den Rolls erreicht. Einige von ihnen mußten auch etwas von der Unterhaltung mitbekommen haben, denn sie waren der Meinung, daß die Schwestern freiwillig niemals aus ihrer Wohnung ausziehen würden.

»Doch!« sagte Cullogh. »Sie selbst haben meinen Chef angerufen. Und jetzt verschwindet! Die Sache geht euch nichts an.«

Er hatte den falschen Ton getroffen. Plötzlich lag so etwas wie Eis zwischen ihnen.

Es roch nach Gewalt.

Die Bewohner der Straße, aufgeputscht durch soziale Ungerechtigkeiten, schauten sich an, nickten, dann grinsten sie. Im selben Augenblick verdüsterte sich der Himmel, weil es eine Wolke geschafft hatte, den Ball der Sonne zu verdecken.

Suko kannte die Zeichen. Er warf Cullogh einen schnellen Blick zu, um zu erkennen, wie er reagierte.

Der Mann gab sich locker.

So wie er da stand, trotz seiner Lockerheit wie ein Felsen wirkte, zeigte Suko, daß er nicht zu den Angsthasen gehörte. Er verstand sein Geschäft, da hatte sich Simon F. Young den richtigen Fahrer geholt, der bestimmt mehr war als das.

»Sie sollten verschwinden«, sagte Suko zu ihm.

»Tatsächlich?«

»Ja, steigen Sie in Ihren Wagen und hauen Sie ab! Noch ist es Zeit genug.«
»Und wenn ich nicht will?«
»Kann es Ärger geben.«
»Mal sehen.«
Den Ärger gab es schon, denn einer der Männer hielt einen Stein in der Hand. Er hatte die Faust halb geschlossen, der graue Stein schaute aus der Unterseite seiner Hand hervor.
Der Mann schlug zu.
Er hämmerte den Stein voller Wut auf den Kofferraumdeckel. Jeder Rolls-Fan hätte geschrieen und die Schmerzen an seinem Körper gespürt.
Nicht so Cullogh.
Er blieb regungslos stehen. Auch die anderen warteten, und sie hörten seine Bemerkung. »Ich kann mir vorstellen, daß keiner von euch den Schaden hier ersetzen wird, weil er einfach nicht in der Lage dazu ist. Deshalb muß es auch anders gehen.«
»Was wollen Sie tun?«
»Halt dich da raus, Bulle!« Nach diesen Worten setzte sich Cullogh in Bewegung. Nicht einmal schnell, aber geschmeidig und räumgreifend wie ein Tiger.
Er stand plötzlich vor dem Typen. Suko hatte gesehen, daß er keine Waffe zog, die brauchte Cullogh auch nicht. Er holte sich den Steinschläger. Der Mann schrie, als sein rechter Arm in die Luft gehebelt wurde, dann brüllte er, denn beim Heruntersensen hatte Cullogh sein Bein in die Höhe gerissen.
Danach bekam der Mann einen Tritt, der ihn auf die Straße schleuderte, wo er sich überschlug und darüber jammerte, daß sein Arm gebrochen worden war.
Das konnte sich Suko gut vorstellen. Cullogh war ein Mann ohne Gefühl, eine Kampfmaschine, und er würde sich auch von den anderen fünf nicht abhalten lassen.
Suko mußte etwas tun.
Er zog die Beretta.
»Cullogh!«
Der Fahrer drehte sich um. Er schaute in die Mündung und verzog den Mund zu einem Grinsen.
»Es ist genug!«
Cullogh stand da und lockerte seine Arme. Er drehte den Kopf. »Glaubst du das, Bulle?«
»Ja.«
Der Fahrer wußte, wann er nachzugeben hatte. Es war auch nicht gut, sich mit der Polizei anzulegen. Die Leute vom Yard konnten manchmal sehr unangenehm sein. »Du hast gewonnen, Bulle.« Er

drohte Suko mit dem Zeigefinger. »Vorerst jedenfalls.« Als wäre nichts geschehen, wandte sich Cullogh um, öffnete die Rollstür und nahm hinter dem Lenkrad Platz. Das war die Position, die er liebte.

Suko blieb neben dem am Boden liegenden Mann stehen. Der Knabe war höchstens zwanzig. Er schnappte nach Luft und stieß dabei wimmernde Laute aus. Sein rechter Arm war vorläufig nicht mehr zu gebrauchen. Der Mann mußte zu einem Arzt.

»Kommt näher, ihr Helden!« Suko winkte die anderen zu sich heran. »Sein Arm ist gebrochen. Ihr werdet ihn zu einem Arzt bringen. Kennt ihr einen?«

Nicken.

»Gut.« Suko räusperte sich. »Dann noch etwas. Schaut euch in Zukunft die Leute besser an, mit denen ihr euch anlegt. Der Armbruch war harmlos im Verhältnis zu dem, was noch hätte kommen können. Immer aufpassen, auch in der Masse.«

Sie schwiegen. Nur ihr Freund stöhnte. Suko half mit, ihn auf die Beine zu stellen. Dann schaute er zu, wie der junge Mann von seinen Freunden weggeschleppt wurde.

Das alles hatte ihn Zeit gekostet, und dies wiederum ärgerte ihn. Simon F. Young war noch nicht wieder aus der Wohnung zurückgekehrt. Suko wußte, hinter welchem Fenster er sich aufhielt. Als er hinschaute, sah er keine Bewegung.

Er hörte Cullogh leise lachen. »Das ist keine Sache für dich, Inspektor. Es ist alles normal und rechtens.«

»Werden wir gleich haben. Sie können sicherlich nichts dagegen haben, wenn ich Ihren Chef besuche.«

»Auf keinen Fall.«

Suko betrat das Haus. Es war, als hätte man ihn in eine andere Wirklichkeit hineingestoßen. Es hatte sich nichts verändert, äußerlich war es das gleiche geblieben, und trotzdem spürte der Inspektor den Schauer wie ein dünnes Spinnennetz auf seinem Gesicht.

Dieses Haus war die Höhle des Löwen!

Er ging in den Flur.

Er hörte nichts.

Es war einfach zu still. Keine Musik, keine Stimmen, auch kein Geschrei. Zwischen den Wänden lastete eine schweigende Hölle. Hier war etwas passiert, hier würde noch etwas passieren, doch vorerst war nichts. Bis auf eine Kleinigkeit.

Der Geruch!

Ein ekliger Gestank, der aus den Wänden zu dringen schien. Muffig, widerlich, nach feuchten alten Kleidern stinkend, aber auch nach etwas anderem.

Ghoulgeruch…

Schwach nur, aber für einen Fachmann wie Suko durchaus

wahrzunehmen. Er schluckte und hatte Sekunden später die Wohnungstür der beiden Schwestern erreicht.

Davor blieb er stehen.

Wieder hörte er nichts.

Keine Stimmen, die Wohnung schien leer zu sein. Auch Tritte waren nicht zu vernehmen, dafür hatte sich der Leichengeruch noch verstärkt. Und plötzlich bekam Suko Angst um Simon F. Young.

Mochte er sein, wie er wollte, er war ein Mensch!

Suko zögerte nicht mehr.

Er öffnete die Tür!

***

Ich sah den Ghoul nicht, aber er war da, denn ich konnte ihn sehr gut riechen.

Er bewegte sich durch den finsteren Keller, schob eine Wolke der Verwesung vor sich her, die sich intensivierte, je näher er an mich herankam.

Ich machte mich klein.

Die Beretta lag bereits in meiner rechten Hand. Es hatte noch keinen Sinn, sie einzusetzen. Ich sah kein Ziel, und es brachte nichts, wenn ich blindlings in die Gegend feuerte, auch wenn ich die Kugeln dabei streute.

Natürlich hätte ich die Lampe einschalten können, doch auch das ließ ich bleiben. Ich wollte den Ghoul noch näher an mich herankommen lassen.

Daß es eine der beiden Schwestern war, stand für mich fest. Drei Opfer hatten sie sich schon geholt, zumindest wußten wir davon. Wen sie noch alles hatten verschwinden lassen, war mir unklar, aber die Knochen im Schacht ließen Böses vermuten.

Ich hatte mich etwas zurückgedrückt, bis ich mit dem Rücken die Mauer berührte. Sie war feucht, auch sie stank, aber der Geruch war nichts im Vergleich zu dem des Ghouls.

Ich lauerte…

Noch befand er sich in einer gewissen Distanz zu mir und schickte mir nur die widerliche Wolke entgegen.

Ich hörte auch Tritte.

Keine normalen Schrittgeräusche. Wenn da jemand seinen Fuß auf den Boden drückte, erklang gleichzeitig ein Klatschen, als wäre eine Faust in Schlamm gestoßen worden.

Auch die Laute verstummten.

Es wurde wieder still.

Sekunden verstrichen.

Wir belauerten uns gegenseitig. Jeder wartete auf den anderen, daß dieser aus seiner Deckung hervorkam und endlich zum Angriff

überging. Ich tat dem Ghoul den Gefallen nicht, weil ich den Nervenkrieg gewinnen wollte.

Und er verlor die Nerven.

Eine Stimme durchbrach die Stille wie ein zischendes und leicht schrilles Flüstern. »Sinclair«, sang es mir entgegen. »Ich weiß, daß du hier bist, Sinclair. Ich bin gekommen, um dich zu holen. Hast du gehört? Ich bin schon da.«

»Ja, ich rieche dich.«

Das Wesen lachte. Dabei produzierte es eine noch intensivere Pestwolke. »Jeder riecht uns, und das ist auch gut so. Dann wissen die Menschen, was ihnen bevorsteht.«

»Ihr habt die drei Männer getötet, nicht wahr?«

»Ja - und ob.«

»Warum?«

»Das Haus muß so bleiben. Es ist unsere Heimat. Wir wohnen hier. Von hier aus können wir unsere Reisen unternehmen. Wir kriechen in den Schacht, wir sind unangreifbar. So können wir wunderbar existieren. Das lassen wir uns nicht kaputtmachen, verstehst du?«

»In etwa.«

»Und du willst uns stoppen. Wir wissen das. Deshalb wirst auch du sterben müssen. Keiner darf unser Geheimnis erfahren. Wir leben für uns und in Ruhe.«

Ich hatte das Wesen reden lassen und mich auf die Richtung konzentriert, aus der die Stimme mir entgegenklang. Sie war von vorn gekommen, das stand fest, aber sie hatte einen sehr ungewöhnlichen Klang besessen, als läge zwischen ihr und mir noch ein Hindernis.

Ich versuchte mich daran zu erinnern, wie der Keller ausgesehen hatte. Bei meiner Ankunft hatte ich ihn im Schein der Leuchte gesehen, doch ein genaues Bild wollte einfach nicht entstehen. Ich hatte mir zu wenig gemerkt.

Das ärgerte mich.

Der Ghoul wartete. Über seine Motive wußte ich jetzt Bescheid. Nur war mir nicht klar, mit welcher der beiden Schwestern ich es zu tun hatte, und so schickte ich in die stinkende Dunkelheit vor mir meine Frage hinein: »Wer bist du? Agatha oder Agnetha?«

Kichern…

Mir reichte die Antwort trotzdem. Ich ging davon aus, daß es die jüngere der beiden Schwestern war. »Also Agnetha.«

»Ja, Sinclair, ja. Wir haben uns doch herrlich unterhalten. Nur schade für dich, daß du bald sterben wirst. Ich hätte gern mit dir etwas anderes vorgehabt.«

Ich fragte nicht weiter.

Dafür verließ ich meinen Standplatz, tauchte in die Tiefe und setzte den weiteren Weg kriechend fort. Ich wußte nicht, was der Ghoul

vorhatte, für mich war es Zeit, die Initiative zu ergreifen.

Ghouls sind hinterlistige Geschöpfe. Wenn sie angreifen, dann niemals, ohne sich einen Plan zurechtgelegt zuhaben.

Ich hörte Agnetha wieder sprechen. Allerdings hatte sich ihre Stimme dabei verändert. Sie bekam die Worte nicht mehr normal hervor. Immer wieder waren sie von einem Blubbern und Schmatzen begleitet. Für mich ein Zeichen, daß sich die Person schon in einem fortgeschrittenen Zustand der Veränderung befand. Das Dämonische war dabei, Überhand zu gewinnen. Aus dem Mensch würde ein Schleimklumpen werden.

Der Gestank raubte mir die Luft. Er war so widerlich, daß es mir hochkam. Am liebsten hätte ich mir ein Taschentuch gegen den Mund gepreßt. Es war nicht möglich, denn im Kampf gegen den Ghoul mußte ich beide Hände freihaben..

Ich erinnerte mich daran, daß der Gang nicht gerade lang gewesen war. Wenn ich ihn verließ und mich weiter vorbewegte, würde ich in den normal großen Keller hineinkommen.

Wahrscheinlich wartete Agnetha dort auf mich.

In den letzten Sekunden hatte ich nichts mehr von ihr gehört. Sie wartete, und wahrscheinlich konnte sie im Dunkeln sehen, im Gegensatz zu mir.

Es waren die Sekunden vor der endgültigen Entscheidung angebrochen. Das spürte ich sehr deutlich. Jede Faser meines Körpers war auf Alarm eingestellt.

Die Dunkelheit des Kellers kam mir plötzlich wie ein gewaltiger Feind vor, der nur darauf wartete, mich vernichten zu können. Zuschlagen und einen Toten hinterlassen.

Ich mußte etwas sehen.

Ich wollte es riskieren.

In der linken Hand hielt ich meine lichtstarke Bleistiftleuchte. Sie war der Helfer, der gegen die Finsternis ankämpfen konnte. Ich hatte mir auch ungefähr gemerkt, aus welcher Richtung die Stimme mich erreicht hatte. Sehr weit konnte das Wesen nicht von mir entfernt sein. Auf dem feuchten Boden lag ich nicht mehr. Ich hatte mich in die Höhe gedrückt, blieb aber in geduckter Haltung.

Die Lampe hatte ich etwa zur Hälfte aus der Tasche gezogen, als das Wesen angriff.

Ich sah es nicht.

Nur ein Luftzug erwischte mich plötzlich von vorn. Einen Lidschlag später traf es mich knüppelhart am Kopf.

Plötzlich zerriß die Dunkelheit, während gleichzeitig der Schmerz durch meine, Stirn wütete. Sterne platzen vor meinen Augen auf, als hätte jemand eine Wunderkerze angezündet. Ich spürte sehr deutlich, daß mich die Kraft verließ und ich nach vorn taumelte. Es fiel mir

schwer, mich überhaupt auf den Beinen zu halten. Die Welt drehte sich um mich herum. Mit der Schulter prallte ich gegen eine Wand. Sie stoppte mich nicht nur, sie zwang mich auch zu Boden.

So fiel ich auf die Knie.

Und genau darauf hatte das Wesen gewartet. Er war sehr schnell bei mir. Ich spürte etwas an meinem Hals.

Es waren die schleimigen Klauen des Leichenfressers…

***

Simon F. Young ging in die kleine Wohnung hinein. Er schaute sich dabei um und dachte schon wieder daran, wie toll er diese Bruchbude umbauen würde.

Er hatte sich vorgenommen, sicher aufzutreten, der Frau die Bedingungen zu diktieren, doch diese Sicherheit fiel von ihm ab wie eine alte, trockene Pelle.

Es war alles wie sonst. In der Wohnung war nichts verändert worden, und Agatha Sarrazin hockte ebenfalls in ihrem Sessel, der so günstig stand, daß sie durch das Fenster und gleichzeitig auch in das Zimmer hineinschauen konnte.

Das alles stimmte, es war wunderbar, es kam zusammen, aber er fühlte sich verdammt unwohl.

Fast wie ein Verlierer…

Young blieb stehen.

Agatha Sarrazin war nicht aufgestanden. Sie schaute aus ihrem Sessel zu ihm hoch. Um die dünnen Lippen zuckte ein Lächeln. »Was ist denn, Mr. Young, wollen Sie sich nicht setzen?«

Er hob die Schultern. »Sicher oder eigentlich nicht. Es wird alles sehr schnell gehen.«

»Aber doch nicht im Stehen, Mr. Young. So unhöflich wollen wir doch nicht sein.«

»Schon gut.«

»Nehmen Sie sich einen der Stühle. Sie sind bequemer, als sie aussehen, Mr. Young.«

Es war ihm nicht so recht. Er ärgerte sich, daß ihn die Person überrumpelt hatte, aber er wollte nicht unhöflich sein und auch keine Schärfe in die Verhandlungen bringen.

Der Stuhl hatte eine Rückenlehne aus Korbgeflecht. Er war alt, ziemlich schwer und noch zusammengeleimt.

»Bitte, Mr. Young, drehen Sie den Stuhl so, daß ich Sie sehen kann.«

»Warum?«

Agatha Sarrazin hob die Schultern. »Es ist eine Marotte von mir. Meine Eltern haben es mir eingeprägt.«

»Wie Sie wollen.« Er rückte den Stuhl herum und ärgerte sich über sich selbst, weil er genau das tat, was diese andere Person von ihm

wollte. Sonst war es immer umgekehrt.

Die Tasche lag auf seinen Knien. Er brauchte sie nur zu öffnen, um die Unterlagen hervorzuholen.

Als er das tat, stellte er fest, daß seine Hände zitterten. Wieder ärgerte er sich über sich selbst und fragte sich, weshalb dies geschehen konnte.

Young warf einen Blick auf das Fenster. Ein Vorhang war zur Hälfte davorgezogen worden. Er konnte nicht nach draußen schauen, dafür die Frau. Ihr Blick fiel durch den freien Spalt.

Er holte die Unterlagen hervor, legte sie auf die Tasche. In seinem Büro hatte er die Papiere bereits so geordnet, daß die wichtigen obenauf lagen, so brauchte die Mieterin nur dort zu unterschreiben, wo er die Kreuze mit Bleistift hingemalt hatte.

Agatha Sarrazin beobachtete den Mann. Das wiederum machte Simon F. Young nervös. Er mochte den stechenden Blick nicht. Darin las er keine Angst, keine Verlegenheit, sondern Spott und eine gewisse Überheblichkeit, daß sie hier das Sagen hatte.

»Sie sind gut vorbereitet, Mr. Young.«

»Das stimmt.«

»Was muß ich tun?«

Young lächelte innerlich. Hervorragend, diese Frage. Sie zeigte ihm, daß doch alles glatt verlaufen würde. »Ich habe die Stellen bereits markiert. Sie brauchen nur zu unterschreiben. Die Wohnung läuft ja auf Ihren Namen, nicht wahr?«

»Das ist korrekt.«

Er lächelte. »Dann brauche ich nicht einmal die Unterschrift Ihrer Schwester. Sie werden sehen, in knapp einer Minute kann ich Sie wieder verlassen, Mrs. Sarrazin.«

»Das glaube ich kaum.«

Young war irritiert. »Wie meinen Sie?«

»Schon gut.«

»Ja, ja…«

»Wo sind die Unterlagen?« Verdammt, weshalb bin ich denn so nervös? schoß es ihm durch den Kopf. Es gibt keinen Grund, denn es läuft alles wie am Schnürchen und wunderbar.

Er schaute auf die Frau.

Sie hockte in ihrem Sessel wie eine Königin und sah ihm zu. Die Lippen zeigten ein Lächeln, das wie eingefroren wirkte. Nur spiegelte es sich nicht in ihren Augen wider. Die sahen anders aus, ganz anders. Überhaupt nicht freundlich, eher wie kleine Steine, über die ein paar Tropfen Wasser flossen.

»Haben Sie etwas zu schreiben, Mr. Young?«

»Natürlich.« Nervös griff er in die Innentasche, um den Füllfederhalter hervorzuholen. Er schraubte ihn auf, blickte dabei auf

die Papiere, weil er sich einfach nicht traute, auf die Frau zu sehen. Sie wirkte wie eine kalte Göttin, und er hatte mittlerweile das Gefühl, als wäre sie es, die *ihn* beherrschte.

Das hatte er kaum erlebt…

Er stand auf.

Die Tasche rutschte dabei von seinen Knien. Er ließ sie auf dem Boden liegen.

»Nervös?« fragte Agatha, weil Young mit den Papieren raschelte.

»Nein, eigentlich nicht, Mrs. Sarrazin. Ich werde…« Er hatte sich aufrecht hingestellt, weil er auf die Mieterin zugehen wollte, aber das blieb beim Vorsatz.

Etwas störte ihn.

Da war ein Geruch…

Young schluckte. Er saugte ihn ein, er drang durch seine Nase, er spürte ihn im Hals, wo er sich ausbreitete wie ein stinkendes Netz und in Richtung Magen rann.

»Was ist denn?«

Simon F. Young wollte zunächst keine Antwort geben, weil er sich lächerlich vorkam, doch die Frau ließ nicht locker und wiederholte ihre Frage noch zweimal.

Der Spekulant nickte. »Riechen Sie es nicht auch, Mrs. Sarrazin?«

»Was sollte ich riechen?«

»Diesen Gestank. Dieses widerliche Zeug, das… das…«, er schaute sich um, »das mich gefesselt hält«, brachte er stotternd hervor. »So etwas habe ich noch nicht erlebt. Woher kommt der Geruch, Mrs. Sarrazin?«

Agatha tat harmlos. »Was meinen Sie denn?«

Young zuckte zusammen. »Sagen Sie nur, Sie riechen das nicht. Das nehme ich Ihnen nicht ab.«

»Riechen?«

Er drückte seinen Kopf vor, ›schnüffelte‹ und überlegte dabei. »Wissen Sie, wonach das hier stinkt?« hauchte er. »Wissen Sie es nicht, Mrs. Sarrazin?«

»Nein.«

»Nach Verwesung, nach altem Abfall, nach…«

»Moder?«

Agatha hatte das Wort ausgesprochen und damit auch den Kern des Problems getroffen. Young starrte sie an. Er konnte nicht mehr sprechen. Er wurde blaß, auf seiner Stirn und auf den Wangen klebten längst zahlreiche Schweißtropfen.

»Nun?«

Simon F. nickte sehr langsam. Und ebenso langsam wiederholte er das Wort auch. »Ja - Moder…«

Sie amüsierte sich. »Ist das alles? Oder haben Sie noch eine

treffendere Beschreibung dafür?«

Die hatte er, nur traute er sich nicht, sie auszusprechen. Er stand da, hielt die Unterlagen noch fest und kam sich vor wie in einer Gefängniszelle.

Mit der freien Hand löste er den obersten Hemdknopf. Laut holte er Luft und hatte sofort das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

»Was haben Sie denn, Mr. Young?«

Er konnte nicht sprechen, nur würgen. Die linke Hand fuhr hoch, er preßte sie gegen seine Kehle.

»Dieser Gestank, verdammt noch mal, Sie müssen ihn doch riechen!«

»Ach ja?«

»Hören Sie auf, Agatha…«

Sie blieb noch immer sitzen. »Kommen Sie zu mir, Mr. Young, damit wir es endlich hinter uns bringen. Sie sind ein vielbeschäftigter Mann und haben sicherlich noch zu tun. Dabei will ich Ihnen keinesfalls im Wege stehen.«

Er hatte jedes Wort verstanden, wobei ihm jedes Wort auch wie der glatte Hohn vorgekommen war.

Diese Person machte sich lustig über ihn. Wahrscheinlich war es am besten, wenn er alles andere vergaß und diese Bruchbude so schnell wie möglich verließ.

Dagegen stand seine Gier. Er wollte endlich einen Anfang finden, um das Haus renovieren zu können, deshalb blieb er, auch wenn sich der Gestank noch verstärkte.

Agatha lächelte.

Er sah es.

Es war ein schiefes Lächeln, als wäre ihr Mund einfach nach rechts zur Seite gekippt.

Wieso?

Und was war mit ihrer Stirn geschehen. Sie hatte sich ebenfalls verändert, war viel breiter geworden, und auf der Haut zeigte sich ein dünner Schweißfilm.

Nein, das- war kein Schweiß. Das war irgendein Zeug, das aus den Poren drang und den widerlichen Gestank abstrahlte. Er spürte, wie der Brechreiz noch stärker wurde. Da kam alles hoch. Er keuchte und fand kaum die Kraft, der Frau seine schon vorbereiteten Papiere zu überreichen.

»Was haben Sie denn, Mr. Young? Ich glaube, Ihnen ist überhaupt nicht mehr wohl.« Agatha hatte spöttisch gesprochen. Sie war längst dabei, ihren Triumph zu genießen.

»Unter… unterschreiben Sie…«

»Gern.«

Agatha lächelte weiter. Dann tat sie etwas, das nicht mehr war als eine normale Geste, was bei dem Zuschauer jedoch das kalte Entsetzen

in die Höhe trieb.
Bisher hatte sie die Hände zusammengelegt. Nun breitete Agatha die Arme und die Hände aus, aber zwischen den Handflächen blieben die Fäden kleben wie dünne Fäden aus gelblichweiß schimmerndem Leim.
Es war grauenhaft.
Er stierte, keuchte, schüttelte den Kopf.
»Wo sind die Papiere?« Diese Frage drang nicht mehr normal aus ihrem Mund. Sie war nicht nur von einem Schmatzen und Blubbern begleitet, gleichzeitig sprühten auch Speichel- oder Schleimtropfen hervor.
Young ging zurück.
Er wollte nicht mehr. Er schleuderte die Papiere zu Boden, wo sie auseinander flatterten. Was er hier erlebte, konnte nicht sein. Da verwandelte sich eine normal aussehende Frau in ein stinkendes Monstrum, in eine Qualle aus Schleim, der sich wie ein Vorhang vor ihr Gesicht gelegt hatte und alles, verdeckte.
Sie stand auf.
Dabei lachte sie und griff mit den dicken Schleimhänden hinter sich, wo die Stange lag.
Die hatte Agatha nicht vergessen. Es tat ihr gut, sie zu spüren und sie anheben zu können.
Young sah sie.
Zuerst konnte er es nicht fassen, weil ihn der Anblick abgelenkt hatte.
»Komm her, Kleiner…«
»Sie… Sie sind verrückt!« keuchte er. »Verdammt, das… träume ich nur. Das kann nicht wahr sein…«
»Alles ist wahr!« Sie ging vor und bewegte sich dabei wie ein weicher, rollender Klumpen, den nichts mehr aufhalten konnte. Er hörte sie auch, denn bei jedem Schritt drückte und klatschte der Schleim zusammen. Teile ihrer Kleidung waren unter den stinkenden Massen verschwunden. Sie bewegte sich auch nicht mehr so schnell wie sonst, aber immer noch schnell genug, um zuschlagen zu können.
Das tat sie auch.
Die Stange traf Young nicht wie vorgesehen am Kopf, sie erwischte dafür seine linke Schulter und hinterließ einen stechenden Schmerz, der bis in sein Handgelenk hineinstrahlte.
Er stöhnte auf und sah dabei, wie dieses widerliche Leichenwesen abermals den Arm hob.
Simon F. Young schaltete seinen Gedankenapparat aus. Es hatte keinen Sinn mehr, Logik in diese Sache hineinzubringen. Er mußte sich den Tatsachen stellen, sie in Kauf nehmen, um dann entsprechend handeln zu können. Noch konnte er sich normal bewegen, und ihm blieb als einziger Ausweg nur mehr die Flucht.

Raus aus diesem Zimmer. Verschwinden, das Haus verlassen…
Er drehte sich.
Simon rannte.
Er kam einen Schritt weit. Als die Explosion in seinem Hinterkopf stattfand, wußte er endgültig, daß er einen Fehler begangen hatte. Er hätte dieser Person nicht den Rücken zudrehen sollen.
Zu spät…
Nebel umfingen ihn plötzlich. In diese Schwaden hinein rasten blitzende Sterne wie Geschosse. Er wunderte sich darüber, daß er sich noch auf den Beinen halten konnte und sogar die Tür erreichte.
Young schaffte es aber nicht, sie aufzuziehen, denn da hatten ihn seine Kräfte verlassen. Er prallte noch gegen das Holz, dann klatschten seine Handflächen davor, und schließlich rutschte er mit ihnen zusammen in die Tiefe.
Vor der Tür blieb er liegen.
Kein Gedanke mehr an Widerstand, kein innerliches und äußerliches Aufbäumen mehr, ein Mensch in seiner Situation war dem Tod näher als dem Leben.
Er lag halb aufgestützt, halb zusammengekrümmt. Zudem schwebte er zwischen verschiedenen Zuständen. Er war nicht mehr voll da, aber auch nicht bewußtlos. Die gesamte Welt war für ihn zur Seite gekippt, und er konnte auch nicht mehr gewisse Geräusche unterscheiden.
Etwas summte und tobte in und über seinem Kopf. Mit der Stirn berührte er die Tür, als könnte es ihm irgendwann gelingen, einfach das Holz aufzudrücken.
Und doch bekam er etwas von seiner Umgebung mit.
Hinter ihm bewegte sich etwas.
Klatsch - patsch - klatsch…
Ein Geräusch, das sich ständig wiederholte und dabei auch an Lautstärke zunahm.
Obwohl er nicht in der Lage war, sich umzudrehen, wußte er genau, was dieses Geräusch bedeutete.
Sie kam.
Nein, das Wesen näherte sich.
Das war kein Mensch mehr, das war ein glibberiges, stinkendes und schleimiges Etwas. Angefüllt mit Haß und Mordgedanken.
Er wälzte sich herum.
Die Schmerzen in seinem Kopf nahmen Überhand. Sie erschwerten seine Reaktionen und raubten ihm auch einen Teil des Sichtfeldes.
Trotzdem konnte er das Monstrum sehen.
Es stand jetzt vor ihm.
Wie ein Berg aus Schleim kam es ihm vor. Gewaltig, stinkend und widerlich.
Aus dem Berg aber ragte etwas hervor, das aussah wie ein dünner

Arm. Zuerst hatte er es nicht erkennen können, bis ihm plötzlich einfiel, daß es die Stange war.
Eine Eisenstange zum Töten.
Er hob den Arm.
Es war eine hilflose Geste, denn die Stange - wuchtig geschlagen - befand sich bereits auf dem Weg nach unten.
Treffer!
Zuerst an seinem rechten Handgelenk, so daß der Abwehrarm zur Seite geschleudert wurde.
Dann erwischte sie den Kopf.
Es war der Schlag, der das Leben des Simon F. Young auf der Stelle auslöschte.
Der Ghoul hatte gewonnen!
Suko wußte Bescheid!

***

Er hatte die Tür hinter sich geschlossen, keiner sollte etwas von dem mitbekommen, was gleich geschehen würde, denn das war einfach unbeschreiblich.
Der Inspektor rührte sich nicht. Er starrte nach vorn, sah den leeren Sessel, einen ebenfalls leeren Stuhl, und er entdeckte auf dem alten Teppich die Schleimspuren, die das Ghoulmonstrum hinterlassen hatte. Aber das war nicht alles. Nahe der Tür sah er auch das Blut. Frisches Blut, das sich wie dunkle Augen in den Filz des Bodens hineingegraben hatte.
Sukos Handflächen waren feucht geworden. Er holte die Dämonenpeitsche hervor, schlug einmal einen Kreis und steckte sie, als die Riemen ausgefahren waren, wieder zurück in seinen Gürtel.
Der Gestank war dermaßen widerlich, daß Suko am liebsten das Atmen eingestellt hätte. Er mußte da durch, er mußte vor allen Dingen den Ghoul finden.
Suko hielt sich zum erstenmal in der Wohnung auf. Alle Buden in diesem Haus waren primitiv, die Wohnungen besaßen auch nicht mehr als zwei Zimmer.
Eine Tür führte zum zweiten Raum.
In deren Nähe entdeckte Suko auf dem Teppich ebenfalls Schleimspuren.
Er hörte nicht einmal seine Schritte, als er auf die geschlossene Tür zuging. Dahinter mußte der Raum liegen, in dem sich das widerlichste aller dämonischen Wesen mit seinem Opfer beschäftigte.
Suko wollte nichts überstürzen und mußte sehr vorsichtig sein. Dicht vor der Tür blieb er stehen.
Er lauschte.
Geräusche waren zu hören. Sehr schwach nur, er konnte sie auch

nicht identifizieren.

Suko mußte hinein.

Er drückte die Klinke nach unten. Sie hatte sich zwar leicht bewegen lassen, aber die Tür bekam er nicht auf, weil sie von der Innenseite verschlossen war.

Für einen Moment verzog Suko die Lippen. Der verdammte Ghoul wußte genau, was er tat.

Es gab nur eine Lösung.

Noch einmal schaute sich der Inspektor die Tür an. Dann nickte er sich selbst zu. Stabil war das Holz nicht. Ein kurzer Anlauf würde bei ihm ausreichen.

Suko ging zwei Schritte zurück. Dann warf er sich gegen die Tür. Der Widerstand war im ersten Augenblick vorhanden, brach aber zusammen. Die Tür flog auf, und Suko kam durch.

Er rutschte auf dem Ghoulschleim aus, stolperte, riß einen Stuhl um und landete vor dem alten Küchenschrank. Dann erst sah er, was sich in diesem Raum abspielte.

Das Zimmer war so etwas wie eine Küche. Die Möbel paßten auch dazu. Bis auf eine Kleinigkeit.

In der Mitte war genügend Platz für eine alte Zinnwanne gelassen worden.

Der weibliche Ghoul, ein mittlerweile kompaktes, schleimiges Wesen, kniete davor und war bemüht, sein Opfer in die Wanne zu drücken. Er hatte es bereits halb geschafft, hielt aber nun inne, als Suko in den Raum gestürmt war.

Simon F. Young lebte nicht mehr. Suko war es gelungen, einen Blick auf sein Gesicht zu werfen. Er hatte die leeren Augen gesehen und auch das Blut, das von einer Kopfwunde her über das Gesicht gelaufen war.

Er bot einen schlimmen Anblick, doch der Ghoul hatte es noch nicht geschafft, sich an ihm zu vergehen.

Nur schwach war hinter der grünlichgelben Schleimmasse Agatha Sarrazines Gesicht zu erkennen.

Die typischen Merkmale verschwammen in dieser zuckenden Soße, und nur in der unteren Hälfte klaffte eine Öffnung. Es war das Maul mit den kammartigen, spitzen Zähnen darin, die alles zerbeißen konnten.

Das wußte Suko genau, denn die Ghouls hatten dies oft genug bewiesen. Da brauchte er nur an die bleichen Gebeine zu denken, die er und sein Freund John Sinclair oft genug an verschiedenen Orten gefunden hatten.

Agatha bewegte sich.

Ein verrückter Name für einen Ghoul, schoß es Suko durch den Kopf, als er die Peitsche aus dem Gürtel zog.

Hinter der Schleimmaske im Gesicht bewegten sich zuckend die Augen des Monstrums. Es bekam sehr genau mit, was da ablief. Sicherlich konnte sich das Wesen auch vorstellen, daß dieser Mann gekommen war, um zu vernichten.

Suko war nicht schnell genug.

Er wußte selbst nicht, weshalb er so lange gezögert hatte. Vielleicht hatte er einen schlechten Tag erwischt, möglicherweise war es auch der Schock über den Tod des Simon F. Young gewesen, jedenfalls schaffte er es nickt mehr, zuzuschlagen.

Der Ghoul war schneller.

Er schleuderte ihm die Leiche entgegen, was Suko ablenkte und ihn zurückzucken ließ.

Der starre Körper prallte gegen ihn als wäre er eine Schaufensterpuppe Er brachte Suko aus der Richtung. Mit einer Hand hielt er reflexartig de Toten fest. Um freie Sicht zu haben zuckte auch sein Kopf zur Seite, was der Stirn nicht guttat, denn Suko stieß gegen die Kante einer Schranktür, die offenstand.

Das nutzte Agatha aus.

Sie floh.

Bevor Suko sich richtig von de Leiche befreit hatte, war sie bereit aus der Küche verschwunden. Er hörte sie im Nebenraum, nahm die Verfolgung auf, wechselte die Peitsche in die linke Hand und holte mit der rechten die Beretta hervor.

Da hörte er das Platzen und Klirren!

Die Scheibe, dachte er nur, sprang in den Raum, schaute nach links und sah die Trümmer.

Der Ghoul hatte sich mit einer immensen Wucht gegen das Glas und gleichzeitig gegen das morsche Fensterkreuz geworfen. Beides war in Trümmer gefallen, die sich vor dem Haus verteilten.

Zu einem Schuß kam der Inspektor nicht mehr, denn der Ghoul war längst ins Freie getaucht.

Er rannte zum Fenster, blieb davor stehen, und seine Augen wollten nicht glauben, was er sah.

In der Nähe parkte der Rolls des Toten. Ihn hatte der Ghoul am Heck erwischt und tat etwas Unvorstellbares. Er wuchtete den schweren Wagen hoch, dessen Fahrertür sich trotzdem noch öffnete, weil Cullogh aussteigen wollte.

In dem Moment durchstieß auch Suko das Fenster…

***

Schleimig, glatt, widerlich und ekelhaft waren die Klauen des Ghouls, die meine Kehle umfaßten.

So weich sie sich auch gaben, ich ließ mich trotzdem nicht täuschen, denn in ihnen steckte die Kraft eines kaum zu fassenden Monstrums.

Es wollte mich erwürgen, drückte meinen Kopf nach unten und bewegte ihn ruckartig vor und zurück, weil es mich mit der Stirn zu Boden schmettern wollte.

Ich setzte den Gegendruck an.

Ich hörte das Schreien.

Es waren Urgeräusche, die aus dem Maul des Leichenfressers drangen. Zischend, dabei gierig, hoch und schrill, als hätten sich zahlreiche Töne zu einer einzigen Disharmonie gefunden.

Wieder hämmerte der Ghoul auf meinen Schädel ein. Ich streckte die Arme aus, stützte mich ab, schleuderte sie dann hoch und über meine Schultern hinweg.

Die Lampe hatte ich fallen lassen, nicht aber die Beretta. Der Ghoul konnte keiner geweihten Silberkugel widerstehen, da spielte es keine Rolle, an welcher Stelle seines widerlichen Körpers ihn die Kugel erwischte.

Ich drückte ab.

Getroffen?

Es wäre eigentlich leicht gewesen, den Schleimberg zu erwischen, aber der Ghoul hatte im letzten Augenblick die Gefahr bemerkt und sofort gehandelt.

Als ich meinen Zeigefinger krümmte, bekam ich einen heftigen Stoß in den Rücken.

Er katapultierte mich nach vorn. Zwar krachte der Schuß, aber die geweihte Silberkugel fuhr irgendwohin, nur nicht in den ekligen Schleimkörper.

Ich rollte mich herum, bevor ich allzu hart auf dem Boden aufschlug.

Noch immer lagen Schläuche um meinen Hals. Das Gefühl ließ sich nicht so einfach wegdrücken.

Ich wußte nicht, ob und wie der Ghoul bewaffnet war, mußte aber mit allem rechnen und schoß diesmal, ohne ein Ziel zu sehen.

Ich feuerte mehrmals hintereinander. Dabei bewegte ich die Waffe, damit die Kugeln eine möglichst große Fläche betreuten. Plötzlich war das Magazin leer.

Mit einem leisen Fluch auf den Lippen ließ ich die Beretta wieder verschwinden. Ohne Waffe war ich nicht. Ich hatte den Dolch und das Kreuz. Das aber war nicht das Problem, vielmehr fragte ich mich, ob ich es geschafft hatte, den Ghoul zu erwischen. Er war ein verflucht schlaues und hinterlistiges Monstrum, dem ich jeden fiesen Trick zutraute.

Ich hörte ihn nicht, ich roch ihn nur.

Seine stinkenden Pestwolken wehten mir entgegen. Unsichtbare Schwaden, die mir den Atem raubten. Dennoch war ich auf dem Vormarsch. Ich robbte über den schmutzigen Boden und auch durch Schleimreste hindurch, die der Ghoul zurückgelassen hatte. Zu Gesicht

bekam ich ihn jedoch nicht.

Ich verfluchte jetzt die Größe des Kellers, die ihm zahlreiche Verstecke bot. Gleichzeitig mußte ich das Risiko eingehen und endlich die Lampe einschalten.

So ungefähr wußte ich schon, wo sie lag. Ich kroch in diese Richtung vor, meinen Dolch hatte ich mir zwischen die Zähne geklemmt. Zeit, um die Beretta nachzuladen, nahm ich mir nicht.

Mit den Fingerspitzen stieß ich gegen die Leuchte und griff sofort zu. Es tat gut, sie wieder in Besitz zu haben. Mit ihr in der Hand rollte ich mich herum, schaltete sie ein und richtete mich gleichzeitig wieder auf. Erst auf die Knie, dann auf die Füße.

Der Strahl zuckte hin und her. Er war durch meine Bewegung zu einem Blitz geworden, der die Dunkelheit des Kellers zerteilte. Er huschte über Wände hinweg, er berührte den Boden, Schleim schimmerte in seinem Licht, aber ich entdeckte den Ghoul noch immer nicht.

War er trotz allem geflüchtet?

Ich ging einen Schritt zurück, bevor ich mich drehte. Der Lichtfinger erhellte den tunnelähnlichen Gang, wo auch der Schacht verborgen lag. Für den Ghoul konnte er ein idealer Fluchtweg sein.

Er war es nicht, denn der Deckel lag auf der Öffnung.

Über dem Keller lag die Wohnung. Auch für ihn ein idealer Ort. Ich ließ die Lampe eingeschaltet, als ich mich auf den Rückweg machte. Es war ein Lauf durch Schatten und zuckendes Licht, das immer nur intervallweise und im Rhythmus meiner Handbewegungen die tiefe Finsternis vor mir zerstörte.

Ich sah ihn nicht.

Laufend und mit ziemlich großen Schritten passierte ich die Kellerverschläge. Von dort führte der Weg geradewegs auf die Treppe zu.

Ich strahlte hin.

Kalt war das Licht. Es wirkte wie geschliffen, als es die Dunkelheit zerstörte.

Da sah ich ihn.

Er hockte als Klumpen vor der Treppe. Von seinem menschlichen Aussehen war nichts mehr zurückgeblieben. Dieser Ghoul hatte sich ganz und gar verwandelt, er war zu einem widerlichen Schleimklumpen geworden, zu einem stinkenden, zuckenden Etwas mit einem beinahe wie gläsern wirkenden Körper, durch den Adern wie Ströme liefen und sich dabei in einer ständigen Bewegung befanden.

Sein Maul hatte er aufgerissen.

Die Zähne schimmerten wie krumme Säbel. Augen entdeckte ich nicht, der Schleim hatte alles an seinem Schädel zuwachsen lassen.

Ich hielt den Dolch längst mit der rechten Hand fest. Dann hob ich den Arm und nahm Maß.

In diesem Augenblick zuckte das schleimige Wesen hoch. Es hatte wohl gespürt, was da im Gange war.

Der Dolch war schneller.

Ein silbriger Blitz jagte durch die Luft. Fast parallel zum Schein der Lampe.

Volltreffer.

In der weichen Masse verschwand sogar ein Teil des Dolchgriffs, so wuchtig hatte ich geworfen.

Die Masse geriet in schlimmste Zuckungen. Sie schleuderte von einer Seite zur anderen, sie drückte sich in die Höhe, sie platschte wieder zurück, zwei Stummel lösten sich von ihrem Körper, wurden länger, sie sahen dann aus wie Arme.

Dann fiel er zur Seite und blieb vor der untersten Stufe liegen. Noch immer als geballte und kompakte Schleimmasse, in deren Innern sich allerdings etwas tat.

Ich war ziemlich außer Atem und hörte trotzdem das Knistern, das von diesem Wesen ausging.

Für mich, der ich Erfahrungen mit Ghouls hatte, ein Zeichen, daß der Körper anfing auszutrocknen.

Daß ich ein Sadist bin und Spaß am Tod irgendwelcher Kreaturen habe, kann mir wirklich keiner nachsagen. In diesem Fall jedoch tat es mir gut zu beobachten, wie der Leichenfresser verging. So etwas durfte nicht existieren, zu viele Menschen hätten noch zu seinen Opfern zählen können. Zudem hatte ich erst einen Ghoul erledigt. Dort oben wartete noch ein zweiter.

Im Licht der Lampe, das seinen Körper traf, schimmerte der Schleim leicht grünlich. Und dort, wo er im Innern austrocknete, bildeten sich Kristalle, die sich teilweise zu langen Bahnen zusammenfanden oder als sternförmige Gebilde zu sehen waren, als wollten sie in dem sich zusammenziehenden Ghoulkörper ein Kunstwerk bilden.

Das Wesen gab noch nicht auf. Einige Male ruckte es von einer Seite zur anderen, aber nur die äußeren Schichten bewegten sich bei ihm. Der innere Schleim zog sich immer mehr zusammen und kristallisierte, und ich hörte die Geräusche, als würde Glas brechen.

Vorbei…

Minuten brauchte ich nicht zu warten. Nach nicht einmal sechzig Sekunden war der Ghoul völlig ausgetrocknet, und vor mir, dicht am Rand der Treppe, hockte ein kompaktes, gläsernes Monstrum, das sich nicht bewegen konnte.

Mein Dolch steckte noch im Körper.

Ich zerrte ihn hervor.

Dann lud ich meine Waffe nach, behielt sie in der Hand und

hämmerte mit dem Berettagriff das Gebilde entzwei, das einmal ein schleimiger Ghoul gewesen war.

Das Gebilde zerknackte und zersplitterte. Klumpen blieben zurück, manche so groß wie Fäuste.

Ich zertrat sie.

Es hörte sich an, als würden unter meinen Schuhsohlen Zuckerklumpen zerknirschen.

Der Weg nach oben war frei.

Natürlich drehten sich meine Gedanken um den zweiten Ghoul. Sehr schnell hatte ich den Keller verlassen und stand im Treppenhaus. Obwohl die Luft hier auch nicht als gut oder rein bezeichnet werden konnte, kam sie mir einfach wunderbar vor.

Die Wohnung der beiden Schwestern lag an der linken Seite. Ich rammte die Tür auf, stand im Zimmer, zielte mit der Beretta hinein - und sah auch das zerstörte Fenster.

Draußen tat sich etwas.

Was dort genau ablief, bekam ich nicht mit, dafür hörte ich die, lauten Rufe und war überrascht, als ich die Stimme meines Freundes Suko erkannte…

***

Halb sprang, halb hechtete Suko nach draußen auf den schmalen Gehsteig.

Cullogh, dem es gelungen war, den Wagen zu verlassen, empfing ihn mit einem Fluch. Er kippte auf den Boden, rollte sich weiter und schnellte auf die Beine, wobei er blitzschnell eine automatische Pistole unter seiner Kleidung hervorholte.

Da kantete der Ghoul den Rolls in die Höhe. Er stand praktisch auf seinem Kühlergrill.

»Scheiße!« keuchte Cullogh. Er hetzte an Suko vorbei, wahrscheinlich wollte er den Wagen retten und dachte dabei nicht an seine eigene Sicherheit. Der Inspektor schaffte es nicht mehr, ihn zurückzuhalten, sein Warnschrei kam auch zu spät, da hatte Cullogh bereits die Heckseite des Rolls Royce erreicht und war für einen Moment aus dem Sichtbereich des Chinesen verschwunden.

Suko hörte die Schüsse.

Er vernahm auch das Lachen.

Er rannte los.

Dann kippte der Wagen um. Es war unwahrscheinlich, wie er sich plötzlich zur Seite neigte. Als ein gewaltiges Schrägdach fiel er auf den laufenden Inspektor nieder.

Suko mußte weg.

Aber wohin?

Er konnte nicht lange suchen. Der kippende Wagen würde ihn in der

nächsten Sekunde zermalmen.
Er schnellte vor.
Suko gehörte zu den trainierten Kämpfern. Er war kraftvoll, geschmeidig, er beherrschte die asiatischen Kampfsportarten, und diesen Vorteil spielte er aus.
Im nächsten Augenblick wirkte der Inspektor wie eine fliegende Figur, als er es schaffte, schneller zu sein als der kippende Wagen. Er spürte noch den Luftzug an seinen Füßen und den Beinen, dann raste der Boden auf ihn zu.
Er prallte auf.
Geschickt hatte er sich gedreht, hörte hinter sich das Krachen und Splittern, als der Rolls vor die Hauswand donnerte, kam etwas aus der Richtung, schrammte selbst über die Kante des Gehsteigs hinweg und rollte auf die Fahrbahn.
Dort mußte der Ghoul sein.
Und natürlich auch Cullogh.
Suko sah den Ghoul nicht, er roch ihn. Die Wolke schwebte ihm entgegen, und als er sich aufrichtete, da erkannte er die entsetzliche Wahrheit.
Nicht allein, daß sich die Straße durch zahlreiche Neugierige belebt hatte, die ebenfalls in Gefahr schwebten, nein, es ging in diesem Fall einzig und allein um Cullogh.
Der Ghoul hatte ihn!
Cullogh mußte sich überschätzt haben. Er hatte zwar auf den Leichenfresser geschossen, aber normale Kugeln richteten gegen ihn nichts aus. Die schluckte er wie ein Kranker die Pillen. Und das hatte Cullogh nicht gewußt. Er mußte sich dabei zu nahe an das Monstrum heranbewegt haben, denn es war dem Ghoul gelungen, sich sein Opfer zu schnappen, es in einen Klammer- und Würgegriff zu nehmen und quer über die Straße bis zur anderen Hausseite zu zerren.
Mochte Cullogh auch noch so kräftig und mit allen Wassern gewaschen sein, gegen den Ghoul hatte er keine Chance. Der hielt den Mann vor sich wie ein Terrorist seine Geisel.
Zudem schwebte Cullogh in höchster Lebensgefahr, denn der Ghoul hatte seinen Kopf so gedreht, daß sich die Reißzähne in seinem Maul dicht am Hals des Mannes befanden und jeden Augenblick zubeißen konnten. Der Fahrer sah aus, als wäre sein Körper von dem des Ghouls völlig eingenommen worden.
Suko schrie den Neugierigen zu, daß sie verschwinden sollten. Sie taten es nicht. Aus den Häusern strömten noch weitere Gaff er.
Suko mußte den Ghoul haben.
Er ging über die Straße.
Da hörte er hinter sich einen Ruf. »Warte noch!«
Er drehte sich um.

Sein Freund John Sinclair lief ihm entgegen.

***

Ich hatte mir etwas Zeit gelassen und die Szene noch beobachten können. Nur nichts überstürzen, denn der Ghoul hatte in diesem Moment die besseren Karten.

Ich kannte den Mann nicht, den er in seiner Gewalt hatte. Aber er mußte bewaffnet gewesen sein, denn mitten auf der Fahrbahn lag eine dunkel schimmernde automatische Pistole.

Der schwere Rolls Royce des toten Simon F. Young lag auf der Seite und versperrte den Gehsteig.

Ich hatte den Wagen umrundet und Suko angesprochen.

Er wartete auf mich.

»Was ist, John?«

»Ich habe den anderen Ghoul erledigt.«

»Gut - bleibt dieser.«

»Und dessen Geisel!« knirschte ich.

Mein Freund nickte. Dann schwiegen wir, überlegten dabei, sannen nach einem Ausweg, ohne daß dem Mann etwas geschah, und stellten fest, daß der Ghoul nicht mehr weiterkam. Er stand mit seiner schwammigen und schleimigen Gestalt an einer schmutziggrauen Hauswand.

»Die Zähne hängen an Culloghs Hals«, flüsterte Suko. »Wenn der Ghoul zubeißt, ist er verloren. Da reicht ein Biß.«

»Wir können den Mann nicht opfern.«

»Eben.«

»Hast du einen Plan?«

Suko nickte. »Bleib du hier. Ich werde versuchen, in seinen Rücken zu gelangen. Ich weiß auch nicht, ob ich meinen Stab einsetzen kann und ob der Ghoul es ebenso hört wie ein Mensch. Da steht mir einfach zu viel in der Schwebe.«

»Zieh los.«

Das ließ sich Suko nicht zweimal sagen. Er schlug allerdings einen Bogen, während ich vorging und mit der Beretta auf den Ghoul zielte. Ich hätte ihn immer treffen können, breit und klumpig malte sich sein schleimiger Körper vor der Hauswand ab. Aber ich konnte nicht garantieren, daß er nicht noch in einem letzten Reflex zubiß und die Kehle der Geisel von der Seite her zerfetzte.

Bisher hatte der Ghoul auf Sukos Verschwinden nicht reagiert. Das wiederum gab mir Hoffnung.

Ich sah von meinem Freund nichts. Er war in einem der Häuser verschwunden, aber ich wußte genau, was er vorhatte. Er wollte in den Rücken des Ghouls gelangen und ihn von dort vernichten.

Hoffentlich klappte der Plan, und hoffentlich dauerte es nicht zu

lange. Wenn das Wesen mißtrauisch wurde, konnte man für nichts garantieren.
Die Zeit verstrich.
Noch mehr Menschen sammelten sich. Von zwei Seiten schauten sie zu, aber sie hingen auch aus den Fenstern. Es wurde nicht gesprochen. Zwar wußte niemand genau, was hier ablief, doch sie merkten sehr wohl, daß es hier um Leben und Tod ging.
Ich lief weiter vor.
Da biß der Ghoul zu!
Nicht sehr fest. Er riß seine Zähne an der dünnen Halshaut des Mannes entlang. Sofort entstanden rote Streifen, aus denen Blut sickerte. Für mich Warnung genug, keinen Schritt mehr vorzugehen.
Der Mann hielt sich tapfer. Kein Schrei drang über seine Lippen. Nur sein Gesicht war unnatürlich bleich, und in seinen Haaren klebte der Ghoulschleim.
Wo blieb Suko?
Ich schaute mir die Reihe der Fenster hinter dem Ghoul und seiner Geisel an.
Dort gab es zwar Bewegungen hinter den Scheiben zu sehen, aber keiner der Zuschauer hatte Sukos Gesicht.
Über die Straße hatte sich eine unnatürliche Stille gelegt. Ein jeder mußte sich hier vorkommen wie auf einer Insel. Das andere London lag weit, sehr weit entfernt.
Wie lange hielt der Ghoul das noch durch? Er stand zwar auf dem Fleck, war aber trotzdem nicht ruhig, denn im Innern des Körpers zitterten und bewegten sich schmale Schleimbahnen, als wollten sie dort immer neue Figuren bilden.
Dann meldete sich die Geisel. »Verdammt, hol mich hier raus, Sinclair!«
Ich wunderte mich, daß er meinen Namen kannte, zu einer Antwort kam ich nicht mehr.
Schräg hinter und auch über den beiden tat sich etwas. Dort wurde ein Fenster geöffnet.
Suko erschien!
Ich hielt den Atem an. Mein Freund tauchte hinter der Fensterscheibe hoch wie ein schattenhaftes Gespenst. Er mußte leise sein und durfte sich nicht den geringsten Fehler erlauben. Der Ghoul war in die Enge getrieben. Seine Gier konnte man als unersättlich ansehen. Er hatte sein Opfer, er würde es nicht mehr aus den Klauen lassen, egal, was noch passierte.
Suko bewegte sich.
Er hob einen Arm.
Wie konnte ich ihm helfen?
Es gab eine Möglichkeit. Einfach den Ghoul ablenken. Ich hob dabei

den rechten Arm. Die Waffe machte die Bewegung mit. Gleichzeitig zuckte der Schleimkörper zusammen, als hätte er einen Schlag erhalten. Cullogh bewegte sich im Griff, denn der Ghoul drehte seinen Kopf.

Suko öffnete das Fenster.

In den nächsten Sekunden lief alles rasend schnell ab. Vielleicht war ich der einzige, der es außer Suko mitbekam, denn die Gaffer schauten auf den Ghoul.

Suko beugte sich kaum vor. Nur seinen Arm kantete er. Dann schoß er dem Ghoul von oben her eine Kugel mitten in den Schädel. Schleim spritzte hoch, die einzelnen Klumpen verteilten sich, und die Kraft des Silbers wirkte auf der Stelle.

Der Ghoul erstarrte.

Ich befand mich bereits auf dem Weg. Suko verschwand vom Fenster. Bevor er das Haus verlassen hatte, war ich längst bei dem Wesen und zerrte Cullogh von ihm weg.

Der Mann lehnte sich gegen die Hauswand, während ich den Ghoul unter Kontrolle hielt.

Ich sah die Silberkugel in seinem Körper stecken. Und genau dort begann die Verwandlung.

Er trocknete aus. Das Knistern drang an meine Ohren. Kristalle entstanden, bildeten Muster inmitten des Schleims und waren dabei, ihn ganz zu erfassen.

Suko verließ das Haus. Die Mündung seiner Waffe zeigte in den Himmel. »Alles klar?«

»Ja.«

Er steckte die Beretta weg. Er schaute ebenfalls zu, wie der Ghoul verglaste. Dann hob er die Schultern und meinte mit leiser Stimme: »Kaum zu glauben, was sich so alles in gewissen Londoner Häusern aufhält. Zwei Schwestern als Ghouls. Hättest du damit gerechnet?«

»Nein.«

»Wo mögen sie hergekommen sein?«

»Ich weiß es nicht, und ich will es auch nicht wissen. Ich freue mich nur auf eines.«

»Ach ja?«

»Auf meine Wohnung. Aber wenn du Lust hast, kannst du ja mal hier für eine Woche leben.«

Suko schaute auf das Haus. »Etwas Besseres fällt dir wohl nicht ein, wie?«

»Doch«, sagte ich und ging zum Rover, der vor dem gekippten Rolls Royce parkte. »Ich rufe jetzt die Kollegen der Mordkommission an und präsentiere ihnen einen gelösten Fall…«

ENDE